



Berlin, den 11. Juni 1904.

Die Pommernpresse.

In der Generalversammlung der Berliner Bank hat der Bankier Adolf Jarislowsky behauptet, die Presse habe die Berliner Bank mit Schmähartikeln verfolgt, deren Zweck war, „Fasern zu erpressen“, und hat den Direktoren zugerufen: „Schmeißen Sie diese Leute heraus, wenn sie zu Ihnen kommen, und machen Sie sie unschädlich! Alle Banken sollten gegen dieses Erpresservolk ein Kartell schließen“. Herr Jarislowsky meinte, er werde wegen seiner Rede „in den nächsten Tagen von den Zeitungen heftig angegriffen werden“, sich aber mit dem Bewußtsein trösten, daß er „als Erster den Muth hatte, gegen diese Leute aufzutreten“. Er war ein schlechter Prophet. In allen Berliner Zeitungen, die ich täglich lesen muß, ist er nicht angegriffen, sind die von ihm gegen die Presse gesprochenen Sätze gar nicht gedruckt worden. Daß sie gesprochen wurden, erfuhr ich erst aus dem Manuskript von Dis, der Herrn Jarislowsky tadeln und höhnen zu müssen glaubt. Das ist sein Recht. Ich aber finde, daß dieser Bankier Dank verdient; lauten Dank nicht nur von Aktionären, Direktoren und Aufsichtsrath, denen er auch über die Lebensmöglichkeit kleiner Bankgeschäfte, wie mir scheint, Verständiges sagte, — nein: noch mehr von allen sauberen Schreibern. In seiner Sphäre ist er wirklich der Erste, der den Muth hatte, ins Wespennezt zu greifen. Schade nur, daß er nicht fester griff, nicht die Namen der Erpresser auslieferte. Ich glaube nicht, daß er an obskure Blättchen dachte; die könnten selbst eine Mittelbank nicht ernstlich „schädigen“. Hier ist ja erzählt worden, manchem Redakteur

des Handelsheils großer berliner Blätter sei vom Verleger die Pflicht zugewiesen, Inserate herbeizuschaffen, von denen der Acquisitor dann Prozente bezieht. Hier ist, nach dem Gerichtsverhandlungstenogramm, vor einem Jahr festgestellt worden, daß Herr Julius Salomon, Chefredakteur des Berliner Börsencouriers, von der Pommerschen Hypotheken-Aktien-Bank tausend Mark erbeten und erhalten hat: und im neuesten Literaturkalender, im letzten Telephonbuch prangt dieser bestochene Richter noch immer mit seinem Chef-titel. Daß in den Scheimbüchern der Pommernbank viel mehr Prostituirte der Presse standen, als bisher bekannt ward, ist erweislich wahr; und die Pommern machten keine Ausnahme von der Regel. Auf meine Frage, ob sie wirklich von Schreibern und Zeitungen finanziell bedrängt würden, haben berliner Bankdirektoren mir geantwortet, die Sache sei unendlich viel schlimmer, als ich sie mir vorstellte, doch sie dürften leider nicht darüber reden. Ein Kleiner hat jetzt geredet. Pauschalverdächtigung, ruft man und rümpft die Lippe. Mit so elender Ausflucht entkommt man uns nicht. Wenn die berliner Ärzte Schwindler, die Getreidehändler Diebe genannt werden, wehren sie sich und fordern, erzwingen den Beweis der Wahrheit. Berliner Redakteure sind von einem unbescholtenen Mann öffentlich geschimpft, der qualifizirten Erpressung geziehen worden: und ihre ganze Abwehr besteht darin, daß sie den Schimpf, die Beschuldigung weise verschweigen.

Herr Zariskowsky hielt seine tapfere Rede am letzten Montag. Acht- undvierzig Stunden danach wurde im Kleinen Schwurgerichtssaal der alimoabiter Rechtsfabrik über die fünf- undzwanzigtausend Mark verhandelt, die der Berliner Presse-Klub vor sechs Jahren von den Direktoren der Pommernbank erbeten und erhalten hat. Als die Liquidation des Klubs gemeldet wurde, fragte ich, vor drei Monaten, ob das Geld nun endlich an die Nachfolger der Direktoren Schulz und Romeik zurückgezahlt worden sei. Im vorigen Sommer war in stolzen Notizen erklärt worden, die Rückzahlung sei beschlossen und die Reorganisatoren der Pommernbank würden das Kapital-chen in kürzester Frist wiedersehen. Zwischen diesen Notizen und meiner höflichen Frage lagen sieben Monate; eine Antwort erhielt ich nicht. Erst im Moabit wurde sie, am zweiten Juni, gegeben. Das Geld ist nicht zurückgezahlt worden; nach sechs Jahren noch immer nicht. Darob staunten nachgerade nun auch die Richter. Herr Landgerichtsrath Paudsch, der geheime Referent der Strafkammer, fragte den zum Zeugniß berufenen früheren Schatzmeister des Presse-Klubs: „Was wird nun aus der Rückzahlung werden? Es ist schon wieder ein Jahr darüber vergangen. Glauben Sie denn, daß aus der Liquidation

Etwas von den fünfundzwanzigtausend Mark zur Rückzahlung kommen wird?“ Antwort: „Man denkt, das Geld zurückzahlen zu können. Ein großer Theil der Herren hatte sich verpflichtet, d. zu Beiträge zu geben, bevor die Sache kam; aber ich kann mir kein Urtheil darüber erlauben, ob an den Liquidation-Ausschuß Zeichnungen gekommen sind.“ Wörtlich. Und Herr Geheimrath Budde, Verweser der überlebenden Pommernbankreste, sagte aus: „Wir haben gegenüber dem Verein Berliner Presse anerkannt, daß wir ein Recht zur Zurückforderung nicht haben, daß eine Verpflichtung zur Rückzahlung nach dem Schuldschein und den Urkunden nicht bestand. Das haben wir anerkennen müssen. Der Verein Berliner Presse hat aber eine Sammlung veranstaltet, um die Summe ohne Zinsen zurückzuzahlen“. Frage des Vorsitzenden: „Glauben Sie, Herr Zeuge, daß sie zurückgezahlt wird?“ Keine Antwort. Auch über das Ergebnis dieses Gerichtstages habe ich in den berliner Zeitungen, die ich lese, kein Wort gefunden. Im vorigen Sommer wurde öffentlich eingeräumt, die Bettelgeschichte sei eine Schande, die schnell aus der Welt geschafft werden müsse. Seitdem ist sie gewachsen, in ihrer Blöße noch einmal durch den Schwurgerichtssaal geschritten: und kein Tadelswörtchen streift jetzt die Schänder der Standesehre. In der Boffischen Zeitung, die noch ehrbarer als andere Meinungsmacherinnen thut, wurde während der ersten Junibelade wieder einmal die Unfittlichkeit des Totalfators befeuchtet und Junkern und Staatsbeamten eingeschärft, sie sollten, „um bösen Schein zu meiden“, den Aktiengesellschaften fern bleiben. Nicht eine Silbe über die in Moabit erwiesene, nicht eine über die von Jarislowsky behauptete Schmach der berliner Presse. Tiefes Schweigen ringsum. Ich muß die Darstellung des Thatbestandes also wiederholen.

Vor sechs, sieben Jahren wurde in der Presse und im preussischen Landtag die Staatsregierung aufgefordert, die Pfandbriefe der Hypothekenbanken für mündelsicher zu erklären. Der Wunsch, dessen Erfüllung den Bodenkreditbanken das Leben beträchtlich erleichtert hätte, stieß auf Widerstand. Die Lage dieser Banken, hieß es, sei oft viel zu hoch und die Grenze der Beleihungsfähigkeit werde in vielen Fällen überschritten. Auch Miquel war — vielleicht nur, weil er die Staatsanleihen vor noch gefährlicherer Konkurrenz schützen wollte — ein Gegner des Planes und soll den jungen berliner Privatdozenten, der in der streitigen Sache das Wort ergriff, mit Katasterdaten unterstützt haben. Dieser Dozent, Dr. Paul Voigt, dem der Theoretiker Schmoller und der Praktiker Miquel den Weg gezeigt hatte, bewies in einer guten Brochure, daß besonders in den neueren Stadttheilen und Vororten Berlins ungeheuerliche Uebertagierungen und Ueberbeleihungen vorgekommen waren,

und entschleierte mit fest zupackender Hand schon damals die faulen Stellen unseres Hypothekensystems, die nach dem Zusammenbruch der Spielhagenbanken und nach dem Pommerntnach jedem Blick sichtbar wurden. Der Plan, die Grenze der Mündelsicherheit zu verrücken, mußte einstweilen wenigstens aufgegeben werden. Die Aufsichtsbehörde schien der Schrift Voigts aber keinen Glauben zu schenken. Herr von Hammerstein-Loxten, der Minister für Landwirthschaft, und der zuständige Dezerent erklärten, wie der Bericht der Budgetkommission des Landtages meldet, „die Pfandbriefe aller Hypothekenbanken für gleichmäßig sicher, während mindestens bei einer dieser Banken doch die allerschmerzhaftesten Verhältnisse herrschten“. Das Reichsgesetz vom dreizehnten Juli 1899 bestellte den Hypothekenbanken Treuhänder, die alle wichtigen Urkunden

„*entweder in jeder ihrer Filialen oder in einer dieser Filialen*“ aufbewahren, daß die vorgeschriebene Deckung stets vorhanden ist, und untersuchen können — nicht: müssen —, ob der festgesetzte dem wirklichen Werth entspricht. Auch diese Beamten warnten nicht vor der nahen Gefahr. Aus der Liste der Berliner Treuhänder wies Herr Eugen Richter nach, „daß man hier neue Signaturen für die Vortragenden Räte aus den Ministerien einrichten zu können geglaubt hat“. Er fragte, „ob die Herren mit ihrer Stellung im Ministerium dabei nicht unter Umständen in Konflikt kommen müßten“; und der konservative Herr von Arnim nannte dieses Doppelverhältniß in „hohem Grade unerwünscht und dem Ansehen der Staatsbehörde schädlich.“ Wir erfuhren dann noch, daß die Treuhänder von den Banken, deren Thun sie als unbefangene Kontrolleure beaufsichtigen sollen, „gewöhnlich in sehr honoriger Weise besoldet werden“. Einerlei; die Vortragenden Treuhänder warnten nicht, fanden nichts auszusagen, hätten am Ende gar für die Mündelsicherheit gestimmt.

Herr Schulz, der damals noch junge Direktor der Pommernbank, war oft „zu Besprechungen“ ins Landwirtschaftsministerium gekommen, hatte, als Sandens gelehrigster Schüler, aber auch noch höher hinauf führende Treppen erklettert. Zu seinen Gönnern gehörte der Freiherr von Mirbach, Oberhofmeister und Kabinettschef der Kaiserin, Excellenz, Kammerherr, Generalmajor à la suite der Armee, Ritter hoher Orden. Da dieser interessante Herr — man muß es bedauern und kanns nicht begreifen — nicht als Zeuge nach Moabit geladen wurde, werden wir wahrscheinlich niemals erfahren, welche Summen er für seinen Kirchenbaufonds und andere Christenzwecke aus der Pommernkasse empfangen hat; über den Verbleib einer Million sagt Herr Schulz hartnäckig nur, sie sei „wohlthätigen Zwecken“ zugewandt worden. Doch wir wissen, daß auf Mirbachs drängende Empfehlung das kleine Journal,

dessen geheimer Inspirator und Mitarbeiter der Freiherr war und dessen Besitzer für die Prachtausgabe der oberhofmeisterlichen Reisebeschreibung sorgte, gegen Papierscheine von den Pommern fünfzigtausend Mark erhielt und daß ein paar Tage danach, abermals auf Mirbachs Empfehlung, das von Schulz geleitete Institut durch Verleihung des Titels „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ geehrt wurde. Dieser Titel war neu, nie noch verliehen worden und seine Geltung blieb auf die Zeit beschränkt, wo Herr Schulz, der, gegen den Wunsch der Kaufmannschaftsvorstände, nach ungewöhnlich kurzer Direktorialthätigkeit zum Königlich Preussischen Kommerzienrath ernannt worden war, auf der Linde der Pommernburg thronen würde. Lange währte diese Herrlichkeit nicht: im Oktober 1900 wurde der Hofitel verliehen und im Mai 1901 saß Schulz schon in Untersuchungshaft. Doch sieben, acht Monate lang lasen wir in allen Publikationen der Pommern: „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin; Staatsaufsicht durch die Königlich Preussische Regierung.“ Wer durfte da noch dreist an der Solidität des Unternehmens zweifeln? Der Köder hat denn auch viele Kunden herangelockt; hier, dachten sie, sind wir so sicher wie in Abraham's Schoß. Dann kam der Krach, das Treber-System der Verschachtelungen wurde sichtbar: und mancher Geförderte gleich nun wirklich dem Lazarus, den Vater Abraham in seinem Schoß gehegt hatte. Und die Staatsaufsicht? Minister, Dezerent, Treuhänder: Keiner hatte Etwas gemerkt; auch nach der Spielhagenkatastrophe noch eine ganze Weile nicht. Trotzdem ihrer Kritik, wenn sie drauf bestanden, kein Winkel gesperrt werden konnte. Trotzdem die Bank längst, mit den von Voigt gelieferten Waffen, öffentlich angegriffen und, zum Beispiel, über ihre Beleihung des Waarenhauses Tiez Schlimmes gemunkelt worden war. Die Aufsichtsbehörde sah nichts, hörte nichts, pries die Sicherheit der Pfandbriefe, hatte kein Bedenken gegen den privilegierten Titel. Dem durch Unfähigkeit oder Fahrlässigkeit eines Staatsbeamten Geschädigten giebt das preussische Gesetz keinen Regressanspruch. Ost hats Paul de Lagarde laut besetzt. Daß auch in Preußen aber Manches möglich ist, lehrt der Rückblick auf den Glanz und das Elend der Pommernbank.

Doch auch bei anderen Banken, viel größeren sogar, geht's ja ohne Staatsaufsicht. Zur Kritik und Kontrolle ist die Presse berufen. Die hat pfiffige Leute, erfahrene Sachkenner, die in jedes Keckrichteckchen hineinkleuchten, jeden Bilanzschleier beschneüffeln und zu früh lieber als zu spät Lärm schlagen. Deren Wachsamkeit darf man mehr als der arglosen Bürokratie vertrauen... Darf man? Während der Pommernkrisis blieben sie merkwürdig stumm.

Voigts Schrift fand bei ihnen, denen sie schon als Sensationstoff willkommen sein mußte, nur matten Widerhall. Die Herren Joachim Geblsen und Georg Bernhard griffen die Pommersche Hypotheken-Aktien-Bank und deren illegitime Tochter, die Immobilien-Verkehrsbank, scharf an, blieben aber clamantes in deserto. Die Redakteure der großen Zeitungen wollten über dieses Thema nicht reden. Hätten sie's gethan, statt alles gegen die Mißbräuche des Bodenkreditverkehrs Vorgebrachte totzuschweigen, dann wäre Herr Schulz, trotz höchster Protektion, nicht Kommerzienrath, sein Institut nicht Hofbank, der Hypothekenkrach nicht zur volkswirthschaftlichen Katastrophe geworden. Warum sie schwiegen? Ich weiß es nicht; weiß ja auch nicht, warum die zur Aufsicht verpflichtete Behörde nicht sah. Wir müssen uns an Indizien halten. Das Geheimbuch der Herren Schulz und Romeik, das vielleicht manches Räthsel lösen könnte, ist leider nicht aufgeblättert worden. Merkwürdig. Strafbar ist nach dem Börsengesetz freilich nur, wer Journalisten für Mittheilungen bezahlt, „durch die auf den Börsenpreis gewirkt werden soll“. Diese Norm deckt den Pommernfall nicht. Würde aber, Herr Oberstaatsanwalt, kein öffentliches Interesse gewahrt, wenn durch beidete Aussagen festgestellt werden könnte, welche Gewalten den Zusammenbruch der Schachtelbanken so lange aufzuhalten vermochten, daß der Krach unseren Nationalwohlstand mit gedoppelter Wucht treffen mußte? Welche Sünden im protestantischen Preußen vergeben werden, wenn das Geld im Kasten der Kirchenbauer und Holzpapierpaffen klingt? Welchen „Organen der öffentlichen Meinung“ die Funktion von bestochenen Wächtern vorgeschrieben wird? Muß wohl nicht; sonst hätten wir während der Prozedur, die jetzt drei Jahre überdauert hat, mehr Preßinterna vernommen. Bekannt wurden nur: die Sanirung des Kleinen Journals; drei Fälle, in denen Kritiker der Handlungsvorgänge von den Pommern Geld annahmen; und die Bettelschande des Berliner Presse-Klubs.

Nach offizieller Angabe war der Zweck dieses Klubs: „im Anschluß an den Verein Berliner Presse dessen Mitgliedern einen Mittelpunkt für den geselligen Verkehr zu bieten.“ Herr Romeik—Herr Schulz strebte wohl höher hinauf—war Außerordentliches Mitglied des Vereins Berliner Presse. In dieser Eigenschaft hatte er kein einziges Recht, aber die Pflicht, sich in Geldsachen niemals lumpen zu lassen. Die hat er redlich gewiß auch erfüllt. So redlich, daß die Schreiberzunft sich vertrauensvoll an ihn wandte, als sie ihren Klub einrichtete. Zuerst, sagte er am zweiten Juni in Noabit, wurden mir fünfzehntausend Mark abverlangt; die gab ich gern. Dann sollte ich noch zehntausend Mark für einen Fahrstuhl geben; darüber mußte ich erst

mit dem Kollegen Schulz sprechen. Die Ausfagen der an der Verhandlung Beteiligten weichen in fast allen Einzelheiten von einander ab. Wollten die Pommern das Geld schenken, die Emissäre des Pressevereins es nur als Darlehen nehmen oder bestand gerade Romeick darauf, daß von einem Geschenk nicht die Rede sein dürfe? Nur Helios vermags zu sagen, der alles Irdische bescheint. Alles uns Wichtige ist heute aber thatsächlich festgestellt. Die fünf und zwanzigtausend Mark sind gegeben worden; in einer Form, die dem Verein Berliner Presse ermöglicht hat, den Geheimrath Budde zu der Anerkennung zu zwingen, daß er die Rückzahlung nicht verlangen kann. Die Quittung lautete auf die Namen Schulz und Romeick. Die Spender sollten vom Klubvorstand ein Dankschreiben erhalten, dessen Inhalt in der Bettelaudienz besprochen wurde; es sollte „den Charakter des Darlehens besonders hervorheben.“ Diesen Brief schrieb Herr Sudermann, der dem Klub präsidirte, verlas ihn in einer Plenar Sitzung des Vorstandes, der begeistert zustimmte und Herrn Romeick in Hochrufen feierte, und schickte ihn ab. Dieses „warmeherzige Dankschreiben“ liegt in dem von der Staatsanwaltschaft eingezogenen Privataktenbündel der Pommern, in dem auch andere interessante Briefe zu finden sind. Warum verlas es der Staatsanwalt nicht? Weil Herr Sudermann dem getreuen Nothhelfer eine Bürgerkrone flocht? Die Tonart würde uns lehren, was von dem „Charakter des Darlehens“ zu halten ist. So gut es vermochte, hat Herr Romeick für Klarheit gesorgt. Gerade nach Gehlsens Angriffen, sprach er, war uns die intime Beziehung zur Presse erwünscht; und: „Die Herren konnten doch nicht glauben, die große Summe werde um ihrer schönen Augen willen gezahlt.“ Daß er — oder der schlauere Schulz — die äußere Form des Darlehens wählte, ist leicht begreiflich. Ein Geschenk konnten die Presseleute einstecken und nach ein paar Monaten dann in sittsamer Empörung gegen die Pommernbank wettern, deren Leiter sich doch nicht am Ende gar eingebildet hatten, ihre zuständigen Richter seien durch ein Trinkgeld zu kirren. Die Leihquittung blieb immerhin ein nützliches Schreckmittel. Aus eigener Kraft konnte der Klub, der auch vor seinem Tod nie eine Stunde lebensfähig war, das Geld nicht zurückzahlen. Hat nun das Schreckmittel gewirkt oder lähmte Dankbarkeit den Arm der Richter? In die große berliner Presse drang von allen Seiten der Ruf gegen die Pommern kaum ein Hauch. Propter hoc? Der Kausalzusammenhang zwischen Geschenk und Schonung ist nicht zu erweisen. Jedenfalls: post hoc. Als Herr Bernhard, der jetzt den „Plutus“ herausgibt, die Schachtel systematischer angriff, suchten Presseklubgenossen ihn zu überzeugen, daß es unzurecht und unartig sei, so wohlthätige Männer zu kaufen. Dann kam

die Verhaftung. Nun wurde Alles nachgeholt, aus Kübeln Schmutzspülicht auf die Häupter der wehrlosen Angeklagten gegossen. Nur ihr Geld erhielten sie nicht; das Kapital nicht und noch weniger Zinsen. Zu ihrem Glück hatten sie die Schuld längst sacht auf das Konto der Immobilien-Verkehrsbank abgeschoben, die der Preßgunst noch dringender bedurfte als die Mama aus Pommern. Den wehklagenden Nachfolgern Schulzens und Romeids bot im vorigen Hochsommer der Verlagsdirektor Felix Lehmann, Vorstandsmitglied des Presseklubs und Manager Sudermanns des Großen, einen Akkord an: dreitausend statt fünfundzwanzigtausend Mark. Nicht viel, aber Etwas; fast ein Achtelchen. Das Anerbieten wurde abgelehnt und im Berliner Tageblatt „ein schwerer Verstoß gegen das berechnigte Standesgefühl und gegen die Grundsätze des Ehrbewußtseins“ genannt. Wie Orgelton klang vom Engelslippe. Und nun? Am zweiten Juni 1904 fragte der Vorsitzende den Zeugen Budde: „Glauben Sie, daß die Summe zurückgezahlt wird?“ Und bekam keine Antwort. Von Standesgefühl und Ehrbewußtsein ist aber still geworden.

Herr Romeid aber, den die Zeitungshyraseologie nach seinem Sturz rasch zum „chynischen“, „absolut untergeordneten, doch in hohem Grade gemeingefährlichen Menschen“ gemacht hatte, wurde im Juli 1903 aus dem Verein Berliner Presse gestoßen; mit Schimpf und Schande: unter Berufung auf den Paragraphen der Vereinsfassung, der den einer ehrlosen Handlung schuldig Befundenen mit dem Ausschluß bedroht. Diese Nachricht brachte ihm ein Eingeschriebener Brief achtundvierzig Stunden nach der Strafkammerentscheidung, die ihm, nach zweijähriger Untersuchung und fünfzigstägiger Hauptverhandlung, als einer Straftat nicht mehr dringend Verdächtigem, die Freiheit wiedergab. Nicht der Gerichtshof: nur die Presse fand ihn einer ehrlosen Handlung schuldig; und er hatte für sie doch so viel gethan und durfte mit ruhigem Gewissen behaupten, daß er vom Kopf bis zur Zehe noch der Selbe war wie an dem Tage, da er das „warmherzige Dankschreiben“ aus der Dichterhand des Herrn Sudermann empfing. Wenn er jetzt nun freigesprochen oder wegen eines harmlosen Bilanzschleiertänzens verurtheilt wird?

Dann, hoffe ich, werden wir lesen, daß die berliner Presse, Gott sei Dank, nicht nur die Handlungen verwirft, die der Strafrichter ahndet; daß sie streng auf Ehre und Anstand hält und moralische Forderungen pünktlich honorirt, noch pünktlicher als Wechsel und Darlehensaccepte; daß es zwar auch in ihrem Bereich, wie in jedem, „schlechte Elemente“ gebe, die berliner Presse als Gesamtheit aber thur mhoch über der Sumpfsittlichkeit eines Romeid stehe und auch den schandden Anwürfen eines Zarislo wsky unerreikbaar sei.



Archaische Kulturen.*)

Die Verfassungskstufe der Alterthumsvölker weist sehr feste und bestimmte Merkmale auf. Königthum und Staatsverwaltung haben ihr einen sicheren Stempel aufgeprägt. Weit reicher und mannichfaltiger, deshalb aber auch unbestimmter ist das Bild, das ihre wirthschaftlichen Verhältnisse gewähren. Der Ausgangspunkt scheint in den meisten Fällen höherer Entwicklung der Zustand reiner Ackerbauwirthschaft zu sein. Das alte Reich in Egypten zeigt dies Gesicht und die chinesische Ueberlieferung läßt es ebenfalls vermuthen. Unter dieser Höhe sind die Staatsbildungen der mittelasiatischen Mongolen nicht nur zu Anfang, sondern noch auf lange Strecken ihres Weges zurückgeblieben. Sie beruhten auf schweifender Hirtenwirthschaft, wie sie denn auch lange nicht zu Festhaftigkeit und festem Gebiet vorgebrungen sind, — was man sehr irrthümlicher Weise manchmal zu einer der unerläßlichen Voraussetzungen des Staatsbegriffes erhoben hat. Doch haben sich unter der starken Obhut der neuen Staatsgewalt, vielleicht auch schon zuvor im Schatten hoher Tempel und unter dem Schutze mächtiger Priesterschaften, Märkte und Gewerbeplätze, Ansammlungen von Handwerkern und Kaufleuten, Keime bürgerlicher Stadtwirthschaft geregt, die unter günstigen Voraussetzungen, in Egypten, China, besonders früh in Babylonien, sich rasch entwickelten und der Volkswirthschaft ein neues, viel lockereres, viel bürgerlicheres, manchmal selbst wohl schon kapitalistisches Ansehen gaben, jedenfalls der Geld- gegen die Naturalwirthschaft zum Emporkommen und zur Ausbreitung verholfen. Hier wurde also vorweggenommen, was die in Staat und Gesellschaft zu höheren Stufen emporgestiegenen Völker in der Regel erst in ihrem Mittelalter erreicht haben. Babylonien hat nicht allein für einen weiten Völkerkreis die Münze erfunden, sondern ein scharf geprägtes Handelsrecht, eine hoch entwickelte Geldwirthschaft ausgebildet; China hat eine ungeheure Städtekultur erzeugt; die altamerikanischen Völker haben weit gedehnte Stadtruinen hinterlassen. Diese Unregelmäßigkeit darf nicht an der Richtigkeit der Stufentheilung überhaupt irremachen. Denn erstens ist die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten das weitaus stärkste Erzeugniß des gesellschafts-seeilischen Verhaltens der handelnden Menschheit und kann und soll deshalb die ausschlaggebenden Merkmale der Stufentheilung liefern. Zweitens aber kann nicht Wunder nehmen, daß bei Völkern, deren staatlich-gesellschaftliche Entwicklung für manches Jahrhundert — oder gar, wie bei Egyptern und Chinesen für Jahrtausende — im gleichen Zustande verharret, doch nicht auch alles sonstige Leben die gleiche Stetigkeit erweist.

Ueber diese Dinge zu reden, ist heute kaum erst in den allgemeinsten

*) S. „Zukunft“ vom 9. April 1904.

Umrissen möglich. Und noch gewagter wäre es, eine Summe geistesgeschichtlicher Merkmale aufstellen zu wollen. Dennoch ist an zwei Stellen anzusehen möglich, vielleicht vor Allem deshalb, weil sich an ihnen der innerste Zusammenhang alles handelnden und alles geistigen Lebens erweist, auf den die geschichtliche Betrachtung immer von Neuem hinführt. Gewaltige Bauten sind fast überall die Begleit-, in Wahrheit doch wohl die Folgerscheinungen der starken Königsherrschaft der Alterthumsstaaten. Sie strebt danach, sich sinnlich greifbaren, prachtvollen Ausdruck zu verschaffen. Sie thürmt Grabmäler, Tempel, Königsburgen und, mehr als Das, sie folgt dabei gewissen Regeln des künstlerischen Formens, die über Tausende von Meilen und Jahren fort diesen Werken ein ähnliches Gepräge geben. Die mittelamerikanischen Tempelpyramiden und die ägyptischen, die chinesischen und wieder die ägyptischen Denkmal-Alleen, die babylonische und die altmexikanische Bildnerei: sie alle zeigen unzweifelhafte Aehnlichkeit der Kunstweise, die, den Göttern sei Dank, auch durch die hinverbranntesten Gelehrtenvermuthungen nicht auf gegenseitige Beeinflussung zurückgeführt werden können. Es müßte möglich sein, was hier nur im Rohesten angedeutet ist, durch tausend Einzelzüge zu belegen.

Viel tiefer in den Geist dieses Zeitalters führt eine Betrachtung seiner Glaubensformen. Die innere Verwandtschaft zwischen dem Verhalten der Menschen zu den von ihnen auf den Thron erhobenen Göttern und dem anderen zu ihren irdischen Herrschern tritt hier so deutlich wie nirgends sonst in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes hervor. Der selbe Zug starrer Größe, starrer Einsamkeit, der die übermächtigen Könige dieses Weltalters kennzeichnet, ist auch seinen Göttergestalten aufgeprägt. Entscheidend allein ist die Richtung auf die Einzigkeit, die zur Einzelherrschaft hier, dort zum Glauben an einen Gott führt. Es ist doch erstaunlich, wie das bunte Göttergewimmel der Urzeit nun zusammenschwindet und fast überall in den Alterthumsreichen einer vorherrschenden oder gar einzigen Gottheit Platz macht. Von vorbildlicher Folgerichtigkeit ist in diesem Betracht die ägyptische Glaubensgeschichte. Sie hebt an mit einer Schaar von oberen Gottheiten und einer noch größeren niederer, ganz besonders vom Volke verehrter, die durchaus der von der Urzeit ererbten Mannichfaltigkeit entspricht. Aber die Gestalt des Sonnengottes überstrahlt mehr und mehr alle anderen in ihrer Einheitslichkeit und Einzigkeit, lange verhüllt durch die Fülle der Dienste und der Gestalten, unter denen sie verehrt wird, zuletzt doch siegreich durchbrechend. Dieser Sieg wird ihr bereitet durch lange zusammenwirkende Vorarbeit der Priesterschaften, zuletzt aber, bezeichnender Weise, durch das gewaltthätige Eingreifen eines großen Königs. Nachher hat es an heftigen Rückschlägen freilich nicht gefehlt.

Und wunderbar: so viel Förderung dieses Einigungswerk auch durch

staatliche Einflüsse erfahren haben mag, nicht selten wurde es durch sie auch gehindert. Die Vielheit der Sonnengötter in Egypten ist sicherlich zum größten Theil durch die staatliche Zerspaltetheit des alten, noch vor dem Großkönigthum der Pharaonen liegenden Zustandes, zu erklären, der in den Gauen und dem Gaufürstenthum sich ja lange noch in halber Selbständigkeit erhielt. Aber da die Ueberwindung dieser Zerspaltung eben Ziel und Aufgabe der Königsherrschaft war, so lag es nah, daß es auch die von ihren Vorgängern herrührende gleichsam staatliche Vielgötterei überwand.

Egypten aber ist nur ein Fall von vielen. Die Richtungsgleichheit, in der sich der Glaube die Alterthumsvölker entwickelt hat, ist erstaunlich. Nicht nur der Durchbruch des Ein-Gottes-Gedankens, der natürlich niemals die geringeren Dienste verdrängt, wohl aber sie überstrahlt, mehr noch auch die Form dieses Gedankens ist von denkwürdiger Uebereinstimmung in den entlegensten Fällen. Fast immer ist es die Sonne, die unter den zu Gottheiten erhobenen und verehrten Naturkräften obenan steht — für unsere Erkenntniß zugleich die beste, wahrste Entscheidung. Osiris, Horus, Ra, Amon sind allesammt Sonnengötter und zuletzt zeitweise zu einer begrifflichen Einheit verschmolzen. In Babylonien bestehen schon in vorsemitischer Zeit mehrere Sonnendienste; der Baal von Nippur, der Zeus der Babylonier, überragt sie alle, seine Verehrung scheint dem größten Theil von Vorderasien gemeinsam gewesen zu sein: sie überwiegt in Syrien, Phönizien, Karthago, in Palästina, wo auch der kleine Gau-Gott des jüdischen Zwergstaates, der einst zu so viel höherer Stufe aufrücken sollte, dieser Reihe angehört. Der höchste, der Lichtgott, der ältesten Iranier und Perser, ist der Sonnengott. Nur bei den ältesten Indern theilt Surya, der Sonnengott, seine Uebermacht mit einem Himmels- und einem irdischen Feuergott. Den Himmel, ja das All umfassend, tritt der höchste Gott der ältesten Chinesen auf: immerhin ist die Sonne die erste unter seinen Verkörperungen. In Japan aber steht wieder eine Sonnengottheit, hier als Weib gedacht, an einsamer Spitze der Göttergestalten. Und in Alt-Amerika überwiegt der Sonnendienst vollends: der Kukulcan der Maya, der Huizilopochtli der Azteken, der Inti des älteren Inka-Reiches vertreten ihn.

Die Aehnlichkeit ist besonders schlagend da, wo sich die unmittelbare Einwirkung der neuen Staatsform auf den Glauben zeigt. In Egypten hatten freilich schon ganze Reihen von Priestergeschlechtern daran gearbeitet, die örtlichen Verschiedenheiten der Sonnengottsfagen auszugleichen; sie hatten, um die einzelnen Gawe zu befriedigen, eine heilige Erdkunde des Osiris-Lebens ausgearbeitet, seinen Reichthum hatten sie für von je her zerstückelt erklärt, um nur möglichst viele Tempel mit Ueberresten des göttlichen Leibes ausstatten zu können. Aber erst der Pharao Amenhotep IV. machte um das Jahr 1450 den kühnen Versuch, durch einen Gewaltstreich den Ein-Gottes-Gedanken rein dar

zustellen, gegen den erbitterten Widerstand der Amon-Priesterschaft vor allen einen einzigen Sonnengott statt mehrerer Gestalten zur Anerkennung zu bringen. Im Ueberschwang seiner Begeisterung nahm er selbst den Namen des neugeschaffenen Gottes an und nannte sich Chuen-aten, Abglanz der Sonnenscheibe.

Und wieder um das Jahr 1450, nur nach Beginn unserer Zeitrechnung und auf der entgegengesetzten Seite des Erdballes, trat ein Großkönig auf, der eben so den Begriff des Sonnengottes reinigen und einigen, der ihn von dem menschlichen Bestandtheil des bisherigen Zustandes befreien, ihn von der Stelle eines Ahnengottes des eigenen Herrschergeschlechtes zu dem höheren Platz des wirklich höchsten Gottes erheben wollte, — und eben so im Gegensatz zu starker Priesterüberlieferung. Er war der Vorgänger des Inka Yupanki und auch er legte seinen alten Namen ab, auch er nannte sich nach dem neuen Gotte Huirapocha.

An mannichfachen Unterstufen und einzelnen Abweichungen fehlt es nicht im Mindesten. Besonders denkwürdig ist der Unterschied zwischen den sinnlich greifbaren Sonnen- und Himmelsgöttern und jenen anderen, der Wirklichkeit ferneren, abgezogenen, geistigeren Gottheiten, die dem reinen Ein-Gottes-Gedanken näher rücken. Nur ist dabei wohl zu merken, daß diese — von unseren Vorstellungen her gesehen — höhere Gottesform nicht immer eine Errungenschaft dieser Stufe ist, sondern oft schon das Erbe früherer Zeiten, wie sich denn in der Götterwelt polynesischer und afrikanischer Naturvölker dieser Begriff eines höchsten Gottes unmittelbar über einem breiten und rohen Göttergewimmel noch sehr einfacher Art findet. An zwei Stellen aber ist freilich — und zwar durchaus mit den geistigen (besser: staatlichen) Anschauungen dieser Stufe — eine Vorstellung von einem höchsten Gott ausgebildet worden, die allmählich vom Ein-Gottes- zum A-Ein-Gottesgedan'en geführt hat, zur Annahme eines einzigen, das Dasein aller anderen Götter ausschließenden Gottes.

Auch für diese unzweifelhaft großartigere, weil ausschließlichere Form des Gottesgedankens sind Staatswesen und Königsherrschaft des Zeitalters maßgebend gewesen. Auch der jüdische Gott ist so wenig wie alle anderen Baale Vorderasiens denkbar ohne die innere Verwandtschaft mit dem Selbstherrschertum dieser Stufe. Und auch die unvergleichlich viel weiter gehende Entwicklung gerade dieses Gottesbegriffes hat zu einem Theil offenbar staatliche Ursachen. Gewiß: nur ein mit tiefbohrender Glaubens- und Vorstellungskraft ausgestatteter Stamm, wie der jüdisch-israelitische, konnte diesen Gedanken so außerordentlich steigern; aber was zunächst als Hinderniß erscheint für diese Entwicklung, die Zwerghaftigkeit dieses, an babylonisch-assyrischen Verhältnissen gemessen, nur kleinen Reiches: Das ist vermuthlich eine Förderung geworden. Denn eben, weil das Land so klein war, brauchte

hier nicht ein hoher Aufwand geistiger Kraft verbraucht zu werden, um, wie in Egypten, erst Duzende von Gau-Göttergestalten zu einer Einheit zusammenzuschweißen. Wiederum aber mag die Kleinheit der Unterthanenschaft, die dieser Gott besaß, dazu beigetragen haben, daß er bei aller Steigerung nie die menschlich-persönliche Greifbarkeit verlor, auf die man als sein auszeichnendes, ihn von allen höchsten Göttern scheidendes Merkmal sicher mit Recht hingewiesen hat. Gerade diese Mischung von leiblich-persönlicher Menschlichkeit, wie sie sonst nur kleine Urzeitgötter hatten, mit einer Allmacht und Ausschließlichkeit, die nicht einmal die stärksten unter allen anderen Ein-Göttern der Alterthumstufe erreichten, mag dem Judengott und der an sich ungeänderten Form des christlich-jüdischen Gottesgedankens zum Sieg über alle anderen Glaubensbekenntnisse, zur Herrschaft über den Erdball verholfen haben.

In hohem Maße abhängig von der jüdisch-christlichen Gottesvorstellung ist die arabisch-mohammedanische von Anfang an gewesen. Sie ist in keinem Sinn ursprünglich. Auch an ihr aber ist der innige Zusammenhang von Gesellschaft- und Glaubens-Entwicklung nachzuweisen, nur freilich im umgekehrten Sinn. Die Araber der Zeit vor Mohammed waren in eine Anzahl von kleinen und kleinsten Staatsgebilden zerfallen: die brausende Stärke der neuen Glaubensbewegung aber übte eine so ungeheure einigende Wirkung aus, daß nun all die Hunderte von wilden Stiefbächen der Geschlechterverbände zu einem Strom zusammenrannen, der breit und stark genug war, halbe Erdtheile zu überschwemmen und doch für lange Jahrzehnte nichts von der reisenden Wildheit jener kleinen Gebirgswasser zu verlieren. Solche fördernde Wirkung von Glaubenseinrichtungen auf die Entstehung von Alterthumsstaaten steht nicht allein da: insbesondere bei den Naha- und Maha-Völkern liegt dieser Zusammenhang trotz mangelhafter Ueberslieferung klar zu Tage. Aber sicherlich hat die Wucht des All-Ein-Gott-Gedankens die Macht dieses Einflusses außerordentlich vermehrt: hier mag die irdische einmal der himmlischen Einzelherrschaft nachgebildet worden sein. Ja, selbst den höchsten Ehrgeiz, den Gedanken der Weltherrschaft, den die Araber so stark und bewußt wie zuvor nur die Perser genährt haben, sie haben ihn aus ihrem Glauben geschöpft. Denn ihnen galt als Pflicht des Glaubens, Alle zu bekämpfen, die auf Erden nicht den wahren Gott und seine Verkünder ehren.

Unternimmt man, was in mehreren Fällen mit aller Sicherheit, in anderen nur als Wagniß geschehen kann, über der Stufe des Alterthumes noch eine höhere mittelalterlicher Gesellschaft- und Geistesbildung nachzuweisen, so handelt es sich zuerst um die Aufstellung fester Eigenmerkmale dieser Stufe. Auch sie sind zunächst der gesellschaftlichen Entwicklung zu entnehmen, und zwar hier nicht ihrer Oberfläche, der Geschichte der Staatsform, sondern den

tiefer liegenden Wandlungen der Klassengeschichte. Auf der Alterthumsstufe ist nächst der Entstehung von Großstaat und hohem Königthum das auffälligste Kennzeichen das Aufkommen eines Adels, eines aus dem mediatisirten Gausfürstenthum hervorgehenden Hochadels oder eines niederen Dienstadels. Dessen Fortentwicklung rückt auf der mittelalterlichen Stufe in den Vordergrund: alles Mittelalter ist Adelszeit. Manchmal schwillt diese Bewegung so übermächtig an, daß die Staatsform selbst dadurch verändert, daß eine wirkliche Adels- an die Stelle der Einzelherrschaft des Königthumes gesetzt wird. Aber diese Fälle sind selten: meist bleibt wenigstens der Form nach die bezeichnende Verfassungsgart des Alterthumes, das Königthum, bestehen, aber es verliert an Stärke und Unbedingtheit seines Einflusses, eben zu Gunsten des Adels. Bei den starken Schwankungen, denen diese Machtverhältnisse unterworfen zu sein pflegen, bei der Häufigkeit der Rückschläge oder Rückschlagsversuche von der Seite des Königthumes her kann aber die Entscheidung darüber, ob der Zustand eines Volkes als mittelalterlich anzusehen sei, nicht von diesen Rückwirkungen der Klassengeschichte auf den Staat abhängig gemacht werden. Entscheidend ist vielmehr das Vorhandensein eines zahlreichen, gesellschaftlich, wirtschaftlich, meist auch geistig starken Adels. In den häufigsten Fällen treten hoher und niederer Adel gemeinsam in dieser Stärke auf: ausschlaggebend aber ist der niedere, nicht überreiche oder übermächtige, aber zahlreiche Adel.

An sich ist selbstverständlich, daß auch hier breite Uebergangstreifen und nicht scharf gezogene Grenzen die Zeiträume trennen; aber eine besonders irreführende Mischstufe ist besonders kenntlich zu machen. Sie entsteht dadurch, daß die Entwicklung gewissermaßen einen Rückfall in Urzeitverhältnisse erlebt. Es ist, als ob die Hochfluth der Alterthumsverfassung sich senkte und die viel ungleichförmigeren, viel zerspalteneren Gestaltungen der Urzeit wieder hervorträten. Großstaat und Königsherrschaft des Alterthumes hatten die überaus zahlreicheren und überaus zwerghafteren Gebilde der Urzeit überwunden und in der Einheit ihrer neuen Ordnung verschwinden oder doch untertauchen lassen. Insbesondere das Gau- und Klein-Fürstenthum der Urzeit war so unterworfen, oft freilich nur zu mittlerer, halb beamten-, halb fürstenthümlicher Abhängigkeit herabgedrückt worden. Erleidet nun das Königthum wesentliche Kräfteverluste, so war nichts natürlicher, als daß die alten, nicht vollständig beseitigten Gewalten sich wieder erholten. Nicht immer brauchen es gerade die selben Geschlechter zu sein, die diese Träger sind; gar nicht selten werden selbst die alten Gebietseinheiten der Ausgangspunkt für solche Neubildung. Vorgänge dieser Art, von denen man nicht weiß, ob man sie als Rückbiegungen zur Urzeit oder als halbe Vorstöße ins Mittelalter ansehen soll, können dann ein noch reicheres Bild darbieten, wenn es nicht nur der Hochadel ist, der mit ihnen sich höher, zu staatlähnlicher Unabhängigkeit auf-

redt, sondern in seinem Gefolge etwa auch ein niederer, zu ihm in ähnlichem Dienstverhältniß stehender Adel sich weiter entfaltet. Sie täuschen so in mannichfachen Graden ein Mittelalter vor oder leiten es geradezu ein; nur kommt es nicht zur vollen Entfaltung der neuen Gesellschaftform, weil die wiedererstarkten Mächte des Alterthumsstaates und der unbedingten Königsherrschaft ihr bald ein Ende bereiten.

Der Zweifel, ob es sich um Rückfälle in Urzeiten oder um Vorstöße ins Mittelalter handelt, darf nicht in die Irre führen. In ihnen kommt nur eine innere Wahlverwandtschaft beider Stufen zum Ausdruck. Wenn der furchtbare Zwang einmal wich, den die Königsherrschaft der Alterthumsstufe dem Eigenwillen und dem Selbstbestimmungsrechte der kleineren Genossenschaften, namentlich aller Geschlechterverbände, und der zwar stark bevorrechteten, aber nicht bis zu eigentlicher Königshöhe gelangten Einzelnen, also der Gaufürsten und Kleinkönige angethan hatte, so war nur natürlich, daß sie oder ihnen gleiche oder ähnliche gesellschaftliche Gewalten sich regten. Und wie den alten Fürsten der neue Hochadel entsprach, so hat der neue niedere Adel oft allein in den Völkern die so denkwürdig aus Freiheit- und Genossenschaft-Trieben gemischten Gedanken des alten Geschlechterstaates wieder erneuert. Das gilt vom voll ausgerissenen Mittelalter eben so wie von den Zwitterbildungen eines angebahnten, aber nicht vollzogenen Ueberganges zu dieser höheren Stufe.

Solches vorgetäuschte Mittelalter zeigt die altegyptische Geschichte in mehreren Fällen. Schon der Verfall des alten Reiches, etwa von 2700 ab, scheint sich in der Form eines Wiederemporkommens der Theilfürsten vollzogen zu haben. Das Königthum des mittleren Reiches, des elften Herrscherhauses, mußte sich erst mühsam, vermuthlich selbst aus gaufürstlichen Anfängen emporarbeiten und die Aufgabe der Großstaatsbildung von Neuem vollziehen. Und wieder ein halbes Jahrtausend später, als auch das mittlere Reich zu sterben kommt, sind es wieder örtliche und Gebietsherren, die das Haupt erheben und den Zerfall des Gesamtstaates herbeiführen oder doch ihn sich zu Nutzen machen. Auch das neue Reich mußte die Gründung eines Alterthumsstaates auf sich nehmen, wenn ihm die Fremdherrschaft der Hyksos nicht zuvorgekommen ist. Trotz all diesen Zwischenfällen ist Egypten nie dauernd zu mittelalterlichen Verhältnissen emporgestiegen. Und die chinesische Geschichte, die an die ägyptische in so vielen Stücken erinnert, scheint ihr hierin in Bezug auf die staatlich-gesellschaftliche Entwicklung ähnlich zu sein. Von mehr als einem der Rückschläge, die auch hier das sonst so starke Königthum erlitt, ist hinlänglich sicher überliefert, daß sie die Form eines Aufkommens von örtlichen oder ganze Bezirke umfassender Sondergewalten annahmen. Im sechsten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung ist vollends ein Zustand ver-

wirklich, der nicht nur das Reich in viele Fürstenthümer des Hochadels zerfallen, sondern diesen selbst wieder mit seinen Lehsträgern, also mit dem niederen Adel im Kampfe begriffen zeigt. Trotzdem ist es auch hier nicht zu dauernder Festsetzung mittelalterlichen Wesens gekommen.

Bei einem Volk der mongolischen Rasse ist aber der ausgeprägteste Fall mittelalterlicher Entwicklung zu finden, den die außereuropäische Geschichte überhaupt aufzuweisen hat. So stark der Aufschwung gewesen war, mit dem der Königsstaat des japanischen Alterthumes die Geschlechterspaltung der Urzeit überwunden hatte: verhältnißmäßig früh ist es wieder abwärts gegangen. Man kann ihm kaum mehr als zweieinhalb Jahrhunderte ungeförter Herrschaft zumessen. Das durch ein Hausmeiergeschlecht um seine Macht gebrachte Königthum verliert von 932 an allen Einfluß, den auch die in ihrem Amt nunmehr erblich werdenden und geradezu an Königsstelle tretenden Fujiwara nicht festzuhalten vermögen. Ein auf seinem großen Grundbesitz mit Immunitäten ausgestatteter Hochadel kommt auf und ihm folgt später eine neue Adelskaste, die der Schwertträger, ein Ritter- und Ministerialenstand. Gegen Ende des unbestritten mittelalterlichen Zeitraumes der japanischen Geschichte, im sechzehnten Jahrhundert, blüht ein in mannichfadem Stufenbau gegliederter Adel vom bäuerlichen Landedelmann aufwärts bis zu den großen Daimios, den Fürsten, denen ganze Bezirke unterthan sind. Und alle Erscheinungen, die solches reich entfaltete Adelsleben zu begleiten pflegen, treffen zu: wachsender Bauerndruck, gesteigerte Frohndienste, erhöhte Abgaben der Hörigen, unablässige Fehden, eine dem Lehen sehr ähnliche Besitzabhängigkeit und so weiter.

Weniger scharf als in Japan hebt sich in Indien der mittelalterliche vom Alterthumszustand ab. Die sehr ungewisse Ueberlieferung läßt Vieles im Dunkel. Noch da die Krier in Indien eindringen, scheinen in ihrer Verfassung Urzeitverhältnisse überwogen zu haben. Ein schwaches, noch erst keimhaftes Königthum, starke Geschlechterverbände bezeugen es. Dann aber scheint während der langen Eroberungsarbeit, die das Stromgebiet des Ganges den arischen Eindringlingen eröffnete und das Jahrtausend zwischen 1500 und 500 eingenommen haben mag, das Königthum erstarkt zu sein. Aber geraume Zeit bevor das Werk vollendet war, muß sich der Zustand vorbereitet haben, den das dicht vor 500 entstandene Gesetzbuch des Manu erkennen läßt. Und er ist ein ganz mittelalterlicher: ein zahlreicher, waffenlustiger, beweglicher Adel, eine lange Reihe auch von mittleren und kleinen Fürstenthümern besteht und nur die außerordentliche Macht des neuen Priesterstandes der Brahmanen verdunkelt etwas den Glanz dieses lauten und reichen Adelslebens. Vielleicht haben in diesem Zeitalter und im nächsten, das von 500 vor bis 1000 nach Beginn unserer Zeitrechnung reicht, starkes Königthum und kleine Fürsten-

thümer manchmal neben einander bestanden; aber die Königsherrschaft hat selbst dort und dann, wo sie in voller Blüthe stand, so unter König Asoka, an dem Adels-Unterbau, über dem sie sich erhob, nichts geändert. Und neben den größeren Reichen bestand auch damals eine große Fülle von kleineren Staatsgebilden, in denen eine mittelalterliche Adels Herrschaft unter einem Fürstenthum galt, das selbst der Form nach kaum nennenswerthe Rechte hatte; so in dem kleinen Land am Südhang des Himalaya, in dem Buddha um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung geboren wurde. Die Stufenmischung geht hier so weit, daß man fast den Eindruck hat, als hätten sich in zurückgebliebenen Rand- und Bergländern des indischen Reiches noch Reste von Urzeit- und Geschlechter-Verfassung erhalten.

Ähnlich unsicher umrissen ist das Bild, das die arabische Entwicklung in einer gewissen Höhe ihres Wachsthumes bietet. Das Kalifat von Bagdad, das Hauptstück der neu-semitischen Staatsbildung, ist zwar auch zeitweise in Theile zerfallen und so in die Hände eines zu fürstlicher Gewalt emporgestiegenen Adels gerathen und es fehlt nicht an sonstigen Anzeichen der Mittelalterlichkeit, von der als dauernd erreichter Stufe aber trotzdem nicht gesprochen werden darf. Anders in Spanien, das sich so bald unabhängig gemacht hat. Die Verfassungsform, die die neu gegründeten Gebilde annehmen, ist zwar nach dem Muster des Mutterlandes durchaus die des Alterthumskönigthumes. Aber schon bei der Eroberung muß der Adel zahlreich und mächtig gewesen sein: viele westgothische Edelleute, die den Islam annahmen, konnten in die Reihen des arabischen Adels eintreten, ohne Stellung- und Standesverlust zu erleiden. Und wiederum haben arabische Edle nicht selten die Stelle und den Besitz gothischer Landherren eingenommen und die Bauern in ähnlicher Hörigkeit gehalten wie Jene. Später ist das Kalifat wieder stärker geworden, zuletzt aber zerfiel es in Splitterstaaten, die einem zu lebenartiger halber Selbständigkeit gelangenden Hochadel anheimfielen, während an der Spitze die Krone obenein noch durch ein starkes Hausmeierthum geschwächt war. Das entscheidende Merkmal der Stufe verleugnet sich aber nie: das Vorhandensein eines zahlreichen niederen Adels, der, ritterlichen Waffen- und Weisenspielen ergeben, mehr, als man heute annimmt, für seine germanisch-romanischen Standesgenossen Muster und Vorbild gewesen sein mag.

Fragt man nach den wirtschaftsgeschichtlichen Ergänzungen dieser Stufenbildung, so wird in der indischen und japanischen Geschichte die Begleiterscheinung langsamen Aufwachsens städtisch-bürgerlichen Wesens und also auch berufsmäßig abgeordneten Handels und Gewerbes nicht zu leugnen sein. Entspringt man sich aber, daß die gewaltigen Alterthumsstaaten fast aller Erdtheile dieses Wachsthum dann, wenn sie nur lange genug dauerten, auch hervor gebracht haben, so wird man darauf nicht den entscheidenden Ton legen dürfen. Die Klassengeschichtlichen Kennzeichen überwiegen durchaus.

Läßt man vergleichende Blicke in die Bezirke des geistigen Lebens schweifen, so mag das Schaffen der Künste, der Redenden wie der Bildenden, auch hier als grenzbildend nachzuweisen sein. Vielleicht dürfen als Merkmale wirklich oder annähernd mittelalterlicher Wegstreden für die Dichtung die eigentliche Ausbildung des Heldenfanges, die Entstehung des Liebes, in Fällen seltener Reise auch die des Schauspiels, für die Baukunst eine erregtere, leidenschaftlichere, seelisch und sinnlich bewegtere Weise, als sie die Starrheit des Alterthumes und seiner großen Königsbauten konnte, angenommen werden. An einer Stelle bietet sich aber auch für diese Stufe die Hilfe sicherer geistesgeschichtlicher Grenzmarken an: im Reich des Glaubens. Es giebt eine Form gläubiger Erregung, die den Mittelaltern der Weltgeschichte eigenthümlich ist.

Ob nicht schon die Entwicklung polynesischer Glaubensvorstellungen als eine Keim- und Vorform dieser Mittelalter-Gläubigkeit aufzufassen ist, sei dahin gestellt. Den klassengeschichtlichen Thatsachen würde es entsprechen; denn es scheint, als sei in den von Natur zur Kleinheit bestimmten Inselreichen der Samoaner, der Tonganer und einiger anderen Völker des Stillen Meeres auf eine Zeit stärkeren Königthumes eine andere weitverzweigten und gegliederten Adelswesens gefolgt. Auch die gesteigerte Ausbildung der Redenden Künste, der unendlich umfangreichen Heldenfänge der Maori, des Tanzliebes und die Spuren selbst von Schauspielkunst auf Tahiti würden dieser Annahme entsprechen. Wunderbar schwimmen in den Glaubenssagen der Inselländer die farbige-einfältige Märchenwelt der Urzeitgötter, die stärkere Bildung von höheren Göttern und eine neue Mythik in einander, die man als mittelalterlich zu empfinden große Neigung spürt. Nicht selten knüpfen sich diese verschiedenen Vorstellungsweisen an die selben Götternamen; aber wie viele andere Erfahrungen der Glaubensgeschichte lehren nicht, daran keinen Anstoß zu nehmen? Der selbe Taaroa, von dem es auf Raiatia heißt, er sei, in eine eisförmige Muschel gehüllt, in der Luft umhergefahren, wird doch auch als der Uerschaffene, der vor der Zeit der Nacht her Lebende, als Au, als Himmel selbst verehrt. Und die starken Priesterschaften Hawais, der Tonganer, der Neuseeländer haben überwirkliche Glaubensgedanken ausgesponnen, die sich mit den hier wurzelnden Vorstellungen von Alibeseelung der Natur seltsam mischen. Zu märchenhafter Schönheit mischen sich da schon die Erzeugnisse grübelnder Ahnung mit dem der bildhaften Vorstellungskraft der alten Zeiten. Die Maori lassen alles Sein mit der Nacht beginnen. Nachdem sie undenklich lange Zeit geherrscht hat, erwacht das Sehnen, dann das Fühlen. Auf den ersten Athemzug des Lebens folgt die Geburt des Gedankens, des Geistes. Dann wird die Begierde geboren, die sich auf das heilige Geheimniß, auf das große Räthsel des Lebens richtet. Nach ihr entstehen aus der Zeugungskraft des Leibes die Lust am Dasein, die freundvolle Wollust. Zuletzt flüthet Atua im Raum:

das Weltall; und indem es sich in Mann und Weib scheidet, entstehen Himmel und Erde. *Kua* aber bedeutet von je her Geist, Seele, Schatten, Gespenst, Gott und vergötterter Mensch.

Die chinesisch-mittelalterlichen Glaubensvorstellungen sind weit höher gebieken, aber entsprechend dem nüchternen, überaus verstandesmäßigen Geist der Mongolen hatten sie auch in der Zeit ihrer höchsten Blüthe, die durchaus mit der Zeit der entwideltsten gesellschaftsgeschichtlichen Mittelalterlichkeit zusammenfällt, weit mehr den Grundzug wissenschaftlich-begrifflicher als gläubig-ahnender Weltanschauung; dabei fehlte ihnen nicht all das ungewiß Dämmernde, Phantastische, das recht eigentlich Merkmal und Wesen mittelalterlicher Gläubigkeit ausmacht. *Lao-tse*, der halb von Sagen umschleierte Gründer dieser ganz wissenschaftlichen Mythik des sechsten Jahrhunderts, lehrte das *Tao*, von dem er sagt: es war unbestimmt und vollkommen vorhanden vor Himmel und Erde; ruhig war es und nicht greifbar, allein und unwandelbar, Alles erfüllend und unerschöpflich, die Mutter aller Dinge; ich weiß seinen Namen nicht und ich nenne es das *Tao*; groß fließt es immerdar; es entfernt sich und kehrt zurück; darum ist das *Tao* groß. Diese Mischung erkennender und ahnender Beschauung der Welt hat lange Zeit hindurch die feineren Köpfe, die stilleren Geister beherrscht. Aber sie ist später in Zeichendeuterei und Scheidekunst untergegangen und hat, bezeichnend für die etwas banale Nüchternheit der Mongolen, nicht Stand gehalten gegen die leichtliche Nützlich- und Sittenlehre des *Kung-fu-tse*, der etwas später, gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, den stolzen Persönlichkeit-Folgerungen, die der Taoismus, wie noch jeder A.Gottes-Glaube, aus seinem Weltahnen gezogen hatte, eben so gegenübertrat wie der Nächstenliebe des nach China übergreifenden Buddhismus und Beiden das Juste-Milieu seiner Philisternmoral entgegenhielt. Vielleicht ist dieser Abstieg der einzigen tiefen Lehre von Welt und Sein, die je von Mongolenköpfen erdacht worden ist, Sinnbild und Zeichen dafür, daß China sich auch gesellschaftlich nicht auf Mittelalterhöhe halten konnte. Die Japaner aber, deren Geistigkeit sich zu der chinesischen verhielt wie die der Römer zur griechischen, haben überhaupt keinen solchen Aufschwung ihres Glaubens aufzubringen vermocht.

Die größte Schöpferkraft haben auch an diesen Dingen die Arier bewiesen, vor allen anderen die Indier, von denen überhaupt zu sagen ist, daß bei ihnen, trotz Jesus und Mohammed, der tiefste Bronn gläubigen Ahnens gesprubelt hat, von dem die Weltgeschichte weiß. Nur bedeutet nicht eigentlich der Buddhismus, sondern die Lehre der Brahmanen den Gipfel ihrer Entwicklung. Wenn es um eine Rechtfertigung allen Priesterthumes auf Erden zu thun ist: er findet sie hier so stark wie nirgends sonst. Die selbst unter den Glaubensformen der Alterthumsstufe nicht eben hoch stehenden Götter-

vorstellungen der ältesten Indier haben sich erst vertieft, seit nicht mehr jeder Hausvater sein eigener Geistlicher war, sondern Priesterchaften walteten, die durch verwickelte Dienste und Bräuche die Alleinherrschaft im Bereich der heiligen Dinge an sich gezogen hatten. Und was sie schufen, war wirklich das vertiefte Denken über Gott und Welt, der umfassendste All-Gottes Glaube, der je in Menschenhirnen geboren wurde. Das Brahman, Weltseele und All zugleich, ist ohne Anfang, ohne Ende, zunächst seiner selbst nicht bewußt, unpersonlich. Erst als in ihm der Drang zum Thätigsein erwachte, wurde es zum persönlichen Allvollbringer und schuf als solcher die Welt. Alle Götter, alle Menschen, alle Thiere bis zum Wurm herab sind Ausflüsse dieses Allwesens.

Gewiß: dieser All-Gottes-Gedanke duldet neben sich, unter sich, wie in mildem Verzeihen, die bunte Götterwelt der Väter, wie heute etwa All-Gottes-Berehrer das Dasein des christlichen persönlichen Gottes zugestehen wollen. Aber die Abmessungen eben dieser christlichen Gottesvorstellung, die doch die Welt erobert hat, schrumpfen zusammen neben denen des Brahman. Sie hat unendlich viel mehr vermenschlichende Gedanken, Familienvater-, Weltschulmeistergedanken zur Voraussetzung. Der christlichen Gottesvorstellung als solcher fehlt ferner, was viel mehr noch sagt, ganz die Tiefe und Unbegreiflichkeit der ins All verschwimmenden Gottanschauung der Brahmanen. So menschlich schön die Gedankenkreise des Neuen Testaments sind, so rein und väterlich die Stellung ist, die diesem liebenden Gott zugewiesen ist: sie erscheint ins Traulich-Kleine zusammengezogen neben dem unendlichen All-Einen der Indier. Er ist nicht zu klein für all die Vorstellungen unserer erfahrenden Wissenschaft von der Unermeßlichkeit unseres Sonnen-Stern-Bereiches und von der Kleinheit wieder dieses Bereiches im Vergleich zu den niederschmetternden Fernen der dem bewaffneten Auge noch erreichbaren Sternwelten. Der jüdisch-christliche Gott dagegen trägt viele Spuren des sehr begrenzten Umkreises, in dem sein Bild entstand. Und mag man ihn noch so hoch steigern: er erscheint doch immer nur dem Schöpfer-Gott gleichgestellt, den die Brahmanen als eine Verirdichung, Vermenschlichung, Vergrößerung ihres höchsten Wesens empfanden.

Aber noch eine Vertiefung erfuhr der Glaube bei den alten Indern, die von kaum absehbaren Nachwirkungen sein sollte. Sie fanden den Leidenden Gedanken und prägten ihn ihrer Gottesanschauung ein. Sie fanden den leidenden Gott, den leidenden Menschen. Sie fanden den Gedanken der Erlösung, des Erlösungsbedürfnisses. Eben indem das Allwesen sich verkörperlicht, zum Allschöpfer, zu Göttern, zu Menschen, zur sichtbaren Welt wird, beginnt es seinen ursprünglich seligen Zustand zu verlassen, thätig — Das heißt: unselig — zu werden. Und das eherne Gesetz der Ursachenverkettung aller Dinge, auch dieses fanden die indischen Glaubensweisen so viele Jahr-

hunderte vor griechischen Weltweisen; läßt jedes Thun immer neues Thun gebären. Den Einzelnen aber peinigt diese nie aufhörende Raßlosigkeit des Geschehens in Gestalt der Seelenwanderung, die ihn fort und fort, von Tode zu Tode, von Wiederkunft zu Wiederkunft in immer neue Wesen treibt.

Offenbar hat an der Wiege dieses Gedankens die Ruhefeligkeit des Ostens, des fast tropischen Südens gestanden. Aber er selbst ist im Grunde das Leidenschaftlichste, Seelenbewegteste, was Menschenbüchten je erfonnen hat. So lange ich sann über den Grund, warum das Christenthum die Erde bezwungen hat, mir ist nie ein anderer Grund gekommen als der: daß es von so viel Leid erzählt, Leiden des Gottes, Leiden der Menschen. Leid aber nimmt nicht etwa darum die Seelen der Menschen nachhaltig gefangen, weil es an sich Lust bereitet, die Wollust des Schmerzes, sondern, weil es am Tiefsten in die Seele greift, weil es am Meisten bewegt. Denn so unlöslich ist der Durst des Menschen nach Veränderung, nach Erneuerung, nach Erleben, daß er da, wo er selbst nicht mehr thätig sein kann, doch wenigstens am Stärksten geschüttelt, erschüttert, bewegt sein will. Bewegt im eigent-
lichsten, sinnlichsten Verstande des Wortes. Leid ist die mächtigste, tiefste, ergreifendste — deshalb, nebenbei gesagt, auch in den äußeren, leiblichen Anzeichen schönste — Gefühlsregung, die wir überhaupt erleben können. Wie ungeheuer, daß in Indien Glaube und Leid zum ersten Mal sich vermählten! Es waren die beiden stärksten Mächte auf Erden, die sich da verbanden.

An Steigerungen, Auswüchsen fehlte es nicht: Askese, Einsiedler- und mönchisches Wesen, Höllenstrafen, sie sind hier und damals erfonnen worden. Sie paarten sich mit dem starrsten Klassenhochmuth, den je eine Glaubensform zu weihen gewagt hat. Auch diese Entdeckungen im dunklen Land der Seele aber sollten noch folgenreich genug werden.

Der Buddhismus wuchs aus dem Brahmanenthum hervor. Aber er kann als Glaube nicht als dessen Aufhöhung angesehen werden, denn er war gottleer, gottlos. Er verzichtete selbst, von den letzten Ursachen alles Wirklichen und Ueberwirklichen zu sprechen. Er war in gewissem Sinn unmystischer, unmittlalterlicher als das Brahmanenthum. Seine Sittlichkeitlehre freilich schritt von der brahminischen fort auf dem Wege nach dem einen Pol menschlicher Verhaltensweise hin so folgerichtig bis zum Ziel, wie es nie vorher geschehen war: er hat die Nächstenliebe, die Hingebung an alle Menschen, auch die niedrigsten, zuerst und so unbedingt gefordert, daß er hierin nicht wieder übertroffen werden konnte, auch vom Christenthum nicht.

Aber über Indien hinaus, über die Welt hin haben diese Entdeckungen gläubigen Ahnens gewirkt. Die Zusammenhänge indischer und christlicher Glaubensüberlieferung werden heute von der peinlichsten, vorsichtigsten Einzel- forschung in hundert kleinen Bügen nachgewiesen. Aber vielleicht kommt

einmal der Tag, wo anerkannt wird, daß die allerwesentlichsten Bestandtheile des christlichen Glaubensbekenntnisses auf Indien zurückgeführt werden können. Ob der Gedanke der unbegrenzten Nächstenliebe ganz auf jüdischem Boden entstehen konnte, mag, aller Hingebung der jüdischen Sittlichkeit zum Troß, eher fraglich erscheinen. Daß aber die Vorstellung eines leidenden Gottes, die in der Ueberlieferung von Jesus' Tode so unbeschreiblich mächtig wurde, von Grund aus unjüdisch war, scheint mir sicher. Noch Paulus war ganz so lebensdurstig wie das Judenthum überhaupt; der Parousiegedanke, der Reichthumgedanke, ist noch bei ihm kein Himmel-, sondern ein Erdreichthumgedanke, unmittelbar herkommend von dem ganz irdisch-staatlichen Traum der Juden von zukünftiger Weltherrschaft, mit dem sie sich schon seit einem halben Jahrtausend für ihren verlorenen wirklichen Staat schadlos gehalten hatten. Noch Paulus kennt nicht die Höllestrafen, sondern nur das Erlöschen der Ungerechten nach dem Tode; Jesus selbst war, bei aller Abgekehrtheit von der Welt der Macht, der gewollten Schönheit der Kunst und des Herrenstolzes der Wissenschaft, nicht weltfeindlich. Affiken und Höllestrafen mögen über Egypten ihren Weg in das späte Christenthum gefunden haben. In Wahrheit also ist dieser Weltglaube nicht allein ein Erzeugniß jüdisch-semitischen, sondern auch indisch-arischen Geistes.

Auch Semiten haben Mythik und Mittelalter in ihrer Glaubensentwicklung erlebt. Aber die schiitische Bewegung, die im Mohammedanerthum den Gipfel erklomm, ist persisch-arischer Einwirkung stark verdächtig. Und die tiefen Glaubensgedanken, die spanische Araber, spanische Juden gefaßt haben, können an Wucht und Geheimniß doch nicht mit dem Größten indischer Glaubensformen verglichen werden.

Der tiefste, ernsthafteste Antisemitismus unserer Tage, der antichristliche, wird so, tragikomisch genug, vollkommen widerlegt: Alles, was die begeisterten Vertheidiger germanischen Geistes gegen das Christenthum am Meisten einnimmt, seine Leidseligkeit, seine hingeebene Schwäche, ist nicht semitischen, ist vielmehr arischen Ursprunges. Und doch ist eben diese Erkenntniß für eine unparteiische Betrachtung der Weltgeschichte eher ein neuer Ruhm der Arier: den leidenschaftlichsten Gedanken, den Menschenvorstellung erträumt, an dem Menschenherzen je gelitten haben: auch er ist ihr Eigen! Sie haben in allen Dingen, in Macht und Schönheit und so auch im Fühlen, das Letzte, das Allerbeste gefunden, gedacht, verwirklicht. Sie sind in Wahrheit die Herren dieses Gestirns Erde.

Schmargendorf.

Professor Kurt Breyfig.



Anzeigen.

Neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Sexualphilosophie De Sades auf Grund des neuentdeckten Originalmanuskriptes seines Hauptwerkes „Die hundertzwanzig Tage von Sodom“. Mit mehreren bisher unveröffentlichten Briefen und Fragmenten. Berlin 1904, Max Harnwig. 10 Mark.

Seit dem Erscheinen meines ersten, in dieser Zeitschrift angezeigten Werkes über den Marquis de Sade ist die Forschung über diese merkwürdige Persönlichkeit durch die inzwischen erschienenen Schriften und Abhandlungen angesehener französischer Schriftsteller gefördert worden, unter denen namentlich Dr. Tabanes, Paul Ginisty, Victorien Sarbou zu nennen sind. Ihre wie meine eigenen fortgesetzten Untersuchungen ergaben ein wesentlich anderes Bild des „divin Marquis“ und seines berühmten „oeuvre“, als es in meinem ersten Buch gezeichnet war. Denn das jetzt von mir entdeckte, über hundert Jahre verschollen gewesene Hauptwerk des Marquis de Sade, die schon von Métil de la Bretonne erwähnten „120 journées de Sodome ou l'École du Libertinage“ läßt uns den Verfasser in ganz neuem und überraschendem Licht erscheinen, nämlich als ersten wissenschaftlichen Systematiker der Psychopathia sexualis, als Vorläufer Krafft-Ebing's, da De Sade als bewußte Tendenz dieses erstaunlichen Romanes die wissenschaftliche Erforschung aller sexuellen Verirrungen verkündet und, so weit es ihm damals möglich war, auch konsequent durchführt. Das ist das Hauptergebnis meiner „Neuen Forschungen“. Voran geht eine ausführliche Kritik der neuesten archivalischen Forschungen über die französische Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, ohne die ja die Persönlichkeit De Sades unverständlich wäre. Dieser sozialpsychologischen Erklärung habe ich aber noch eine eingehende Studie über die Persönlichkeit des Marquis hinzugefügt, wie sie auf Grund der neuen Thatfachen sich darstellt. Die Schrift ist, als ein Beitrag zur Geschichte der Medizin, dem berliner Ordinarius dieses Faches, Herrn Professor Dr. Pagel, gewidmet.

Dr. Eugen Dühren.

✱
Sturm und Stille. G. A. Prodmann, Erfurt 1904.

Gedichte und Skizzen, die brausenden Sturm, Frühlingsturm und Pausen andächtiger Stille in einem jungen Menschenleben zum Ausdruck bringen. Bilder, Gestalten und Stimmungen. Tolle Sonnensehnsucht klingt in leise klagende Resignation aus. Dazwischen Lumpenlieder von Trost und Freiheit; zünftige Dichterei wird verulkt. Brünstige Liebe stammelt in Ekstasen. Die Skizzen sind ruhig, von einheitlicherem Gepräge. Silhouetten; Frauenprofile. Die Kritik herrscht vor und giebt dem Buch die Physiognomie. Jugend; moderne Jugend, ohne Zusatz von Selbstweitlein und Vergiftmeinnicht. Nur eine Probe:

Der Frühlingdichter.

Da lieg' ich nun schon wieder
Auf dem verdamnten Kanapee
Und dichte Frühlinglieder,
Und weil ich mich im Schnee
Erfaltet, sauf' ich Blieder,
Den schönsten Frühlingsthee.

Das ist die alte Veier
 Der Ferkensackerdusel:
 Kein Hund wirft einen Dreier
 In meinen Hut; vorbei
 Schleicht jeder Biedermeier —
 Nun, mir ist's einerlei.

Der Teufel soll mich holen,
 Mich wilden Ura-Veiermann!
 Mich selbst möcht' ich verlohnen,
 Denk' ich manchmal daran,
 Daß man sich selbst verlohnen
 Und Andre plagen kann!

Oldenburg.

Leon Holly.

Pulse des Lebens. Von Helene Smoboda. Piersons Verlag, Dresden.

Der Gedichtband der Frau Smoboda, geborenen Freim von Thüngen, wird viele Freunde lyrischer Kunst erfreuen. Die Ursprünglichkeit und quellende Frische des Inhaltes rechtfertigt den Titel. Nur ein paar Verse als Probe:

Rachsommer.

Den Ton des Jubels dämpfen
 Will Mutter Erde nicht,
 Sie will noch einmal kämpfen
 Um Farbe, Duft und Licht.
 Am Hügel summt der Schäfer,
 Halb wach im Sonnenglanz:
 „Nun flieg, Marienkäfer,
 Zum letzten Hochzeitstanz!“
 Es plaudert leis die Quelle,
 Leis fällt ein Blatt vom Baum,
 Der Tod steht auf der Schwelle
 So leis . . . Man hört ihn kaum.

München.

Maria Janitschek.

Revisor Morgenhahn. Humoristisch-politischer Roman aus dem ehemaligen Kurhessen. Von Wilhelm Bennede. Otto Junke in Berlin.

Es gab eine Zeit, da die Blicke aller Deutschen in allen dreißig und dreißig Bundesländern nach dem noch einzig bestehenden Kurfürstenthum und dessen damals viel genannter Hauptstadt gerichtet waren. Nicht gar Viele leben noch, die sich daran erinnern können; aber — ich nehme die junge Generation aus — die meisten Reichsdeutschen haben doch wohl von dem merkwürdigen politischen Ereignissen gelesen oder reden gehört, die sich dort zur Zeit des kurhessischen Verfassungskampfes abspielten und die bei dem Mangel an die Welt bewegenden Begebenheiten ganz Deutschland Jahre lang in gespannter Erwartung erhielten. Viele der dabei zu Tage tretenden absonderlichen Erscheinungen dienten denn

auch zu den beliebtesten Späßen und Karikaturen der Witzblätter und sie hätten wohl den Stoff zu mehr als einem satirischen Roman abgegeben, wenn sich die rechte Feder dafür gefunden hätte. Der dazu berufene Poet wurde uns aber nicht geschenkt und so schien diese Fundgrube für politische Satire dankbarster Art für immer verschüttet zu sein. Um so froher war meine Ueberraschung, als mir Bennedes Buch in die Hände kam, das, wie mir scheint, alle Eigenschaften eines komischen Romans in sich vereinigt. Fast auf jeder Seite dieser schalkhaften Geschichte tritt uns eine unwiderstehliche Komik entgegen, die von dem gequälten Humor manchen modernen Zeitbildes sich wohlthunend unterscheidet.

München.

Martin Greif.



Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen. Unter Mitwirkung des Staatssekretärs a. D. Nag von Puttkamer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Meine Federzeichnungen beanspruchen durchaus nicht, ein ganz erschöpfendes geschichtliches Charakterbild Manteuffels zu geben. Das konnten sie auch nicht, denn sie behandeln nur eine Epoche aus dem Leben des bedeutenden Mannes, in der die Hauptseite seines Berufes, die militärische, neben anderen fast verschwindet. Nach der Anlage der Arbeit, die sich ja auch ausdrücklich „Die Aera Manteuffel“ nennt und die erste Statthaltertschaft in Elsaß-Lothringen behandelt, mußte die militärische Seite unbeachtet bleiben; und ich wäre auch nicht kompetent zum Urtheil darüber gewesen. Es ist verständlich, vielleicht sogar natürlich, daß eine Darstellung, die Manteuffel in seinem Gesamtwirken, nicht nur in seinem politischen, diplomatischen und administrativen, sondern auch vor Allem in seinem militärischen schildern und kritisiren wollte, zu viel schärferen Urtheilen kommen könnte. Da ich von einem ganz anderen Standpunkt ausging und den Marschall in ganz anderem Milieu sah, als, zum Beispiel, General von Stosch in seinen Memoiren es that, muß ich auch ein anderes Endurtheil fällen. Trotzdem werden beide Urtheile ihre Berechtigung und Gerechtigkeit in sich haben. . . Manteuffel, mit seiner komplizierten Geistigkeit, in eine Zeit besonderer politischer Komplikationen, in eine geschichtliche Uebergangszeit gestellt, erscheint oft in Aktion und Rede schwankend. Das ergab sich aber nicht etwa nur aus seinem Wesen, das man für gewisse Unsicherheiten in der Verwaltungzeit der ersten Statthaltertschaft allein verantwortlich machen wollte, sondern vor Allem eben aus der erwähnten Wechselwirkung von Komplizirtheiten der geschichtlichen Bedingungen mit Manteuffels geistigem Wesen. Diese Blätter streben nach einer objektiven und gerechten Werthung des Marschalls und zeichnen ihn in seinen staatsmännischen Aspirationen, Tugenden und Fehlern; vielleicht dienen sie auch dazu, einige falsche Linien, die in das Bild dieser interessanten historischen Gestalt durch andere zeitgenössische Urtheile gekommen sind, zu berichtigen. Möchte die „Aera Manteuffel“ als erster Beitrag zur politischen Entwicklungsgeschichte des Reichslandes einen kleinen Platz in den Blättern deutscher Historiographie finden!

Baden-Baden.

Alberta von Puttkamer.



Berliner Bank.

Eine Woche ist verstrichen, seit die Generalversammlung, die den Plan einer Fusion der Berliner mit der Deutschen Bank scheitern sah, aus dem Munde des Aufsichtsrathspräsidenten, des Kommerzienrathes Lucas, die reine Wahrheit über die finanziellen Wechselbeziehungen des Direktors Ehrmbach zu dem von ihm selbst geleiteten Institut erzuhrt. Mehr als eine Woche; und noch immer zeichnet Herr Ehrmbach die Firma der Berliner Bank. Warum auch nicht? Schuldet er doch der Bank, deren disponible Mittel ihm zur Verwaltung anvertraut sind, „nur“ ein Stämmchen, das sich „in fünf Ziffern ausdrücken“ läßt; und die Bürgschaften, die er seiner Bank gegenüber für saule Geschäfte fauler Freunde auf sich genommen hat, übersteigen die niedrigste aller sechsstelligen Ziffern nur um die Kleinigkeit von 200 000 Mark. Das hat Herr Lucas ausdrücklich festgestellt, um Angriffe abzuwehren, denen Herr Ehrmbach ausgesetzt war, weil er seiner Bank Geld schulde. Diese Abwehr beweist, daß bei einem Aktienkapital von 42 Millionen der Betrag von 599 999 Mark noch immer nicht das Maximum Dessen überschreitet, womit ein deutscher Bankdirektor die Gesellschaftskasse für seine persönlichen Zwecke in Anspruch nehmen darf. Im Gesetz steht davon zwar nichts; aber es wäre nicht der erste Fall einer Vergeßlichkeit des Gesetzgebers, der bei der Bearbeitung des Aktientrechtes ja mit mancher Abweichung von den kaufmännischen Gepflogenheiten rechnen mußte. Nach einem Gewohnheitsrecht, von dem nur der Öffentlichkeit keine Kenntniß ward, wäre also auch hier, wie schon oft, innerhalb der Verwaltung ein Bedürfniß befriedigt worden, das sich im Lauf der Zeit als unabweisbar herausgestellt hatte. Was dem einen Direktor erlaubt ist, muß natürlich auch dem anderen gestattet sein. Wenn Herr Ehrmbach ein Siebenzigstel des Aktienkapitals seiner Bank für eigene Rechnung aufs Spiel setzen darf, dann darf auch jeder seiner Kollegen über den selben Betrag verfügen. Woraus sich dann zunächst die theoretische Gewißheit ergibt, daß eine Bank neunundsechzig Direktoren vertragen kann, ohne die vollständige Aufzehrung ihres Kapitals fürchten zu müssen. In der Praxis wird es freilich stets bei einer kleineren Anzahl bleiben; wenn die Bank sich entschließen sollte, sich einer mächtigeren Rivalin anzugliedern, muß doch Geld für die Provision des Vermittlers da sein. Diese Provision betrug im Fall der Berliner Bank nur ein Prozent des Kapitals (420 000 Mark von 42 Millionen); doch nicht jeder Vermittler ist so bescheiden wie Herr Landau, der erstens sagen kann, daß ers eigentlich gar nicht nöthig hat, und der seinen Lohn zweitens in dem erhebenden Bewußtsein gefunden hätte, daß ihm eine historische That gelungen sei. Von der Summe, die Herr Ehrmbach der Berliner Bank schuldet, ist der kleinere, fünfstellige Theil, der auf seinem persönlichen Konto steht, nach der beruhigenden Versicherung des Herrn Lucas durch „Kurshabende“ Effekten gedeckt. Noch größer als die Ungewißheit, die der Ausdruck „fünfstellige Ziffer“ hervorruft — denn fünfstellig ist Alles zwischen 10 000 und 99 999 —, ist die durch das auch sprachlich allerliebste Wort „Kurshabend“ bewirkte. „Kurshabend“ ist schließlich Alles, was an irgend einer Börse der Welt zum Handel zugelassen ist; darum braucht es noch lange nicht verkäuflich zu sein. Schon der berliner Kurszettel, der doch nur einen winzigen Theil aller kurshabenden

Papiere nennt, zählt recht viele Effekten auf, die nur schwer einen Käufer finden. Zur Aufzählung all der Papiere aber, die an fremden Börsen Kurs haben, ohne von Käufern auch nur eines Blickes gewürdigt zu werden, reicht vielleicht selbst die famose Fünfstellenziffer nicht, die Herr Kommerzienrath Lucas dem neidischen Auge der Mitwelt noch immer verbirgt. In welche Kategorie kurshabender Effekten gehören nun die, mit denen Herr Direktor Ehrmbach für seine Schuld haftet? Der verkäuflichen oder der unverkäuflichen? Die Schweigsamkeit des Evangelisten Lucas läßt das Bedenken aufsteigen, daß die fünfstellige Ziffer hart an die Maximalhöhe grenzt und daß die zur Deckung benutzten Papiere mindestens in den Bereich der schwer verkäuflichen gehören. Und da trotzdem Herr Ehrmbach noch immer für die Berliner Bank zeichnet, so muß man auch hier wiederum die Existenz eines überlieferten Gewohnheitsrechtes voraussetzen, das den Direktoren der Aktiobanken solche Freiheit in der Wahl der Deckung einräumt, wenn sie ihr Siebenzigtel vom Kapital der Bank mit Beschlag belegen. Nur um der guten Sache willen möchte ich übrigens, gratis und franko, der Berliner Bank eine Idee zur Verfügung stellen, ein Mittel, sich spielend — was ihr gewiß zusagt — neue Betriebsmittel zu verschaffen. Sie veranstalte eine Preiskonkurrenz mit entsprechenden Einsätzen; die Gewinne fallen Denen zu, deren Schätzung a) der wirklichen Schuldziffer Ehrmbachs, b) der wahren Natur der für diese Schuld gebotenen Deckung am Nächsten kommt. Die Gewinnbeträge könnte ja die Summe liefern, die Herr Landon nicht als Provision erhalten hat; und da dieser Eingeweihte vielleicht die Hauptressource machen würde, wäre durch das Walten ausgleichender Gerechtigkeit Allen geholfen.

Doch die Frage, bis zu welcher Höhe ein Direktor bei seiner eigenen Bank Schulden kontrahiren darf, ist noch lange nicht die interessanteste, die diese wunderliche Generalversammlung entstehen ließ. Viel wichtiger noch wäre, zu erfahren, wie es gegen alles Erwarten dazu kam, daß die Fusion im letzten Augenblick aufgegeben wurde. Glauben naive Seelen etwa wirklich, die öffentliche Meinung, der Unwille über die Methode einer allzu weit greifenden Konzentration habe die Deutsche Bank von ihrem Plan abzubringen vermocht? Ich habe der Versammlung beigewohnt, muß die Fertigkeit einzelner Redner anerkennen und namentlich zugeben, daß sie von ihrem eigenen Werth die denkbar beste Privatmeinung zeigten; vom Wirken öffentlicher Meinung war aber nichts zu merken. Der Einzige, dessen Rede nach dieser Richtung wies, war ein graubärtiger Herr, der sich, ganz sitlgemäß, als den Rentier Schmidt aus Rösen entpuppte — wer denkt da nicht an das Personenverzeichnis einer Lokalposse? — und mit der sonoren Stimme eines Kernmenschen seine rückhaltlose Offenheit, seine Ehrlichkeit und Schlichtheit betonte. Sein Herz sei voll, also müsse der Mund übergehen; so steht ja bei Lucas (dem anderen) 6,45. Doch diese Fassade eines mahnenden Gewissens bereitete mir eine fürchterlich: Enttäuschung. Nach all den Angriffen, begann Herr Schmidt, die hier wegen des Abkommens mit der Deutschen Bank auf unsere Verwaltung gemacht worden sind, muß ich als ehrlicher Mensch doch erklären, daß ich die Sache vierzehn Tage lang durchstudirt habe und zu der Ueberzeugung gelangt bin, in unserem eigensten Interesse sei die Annahme der Offerte zu empfehlen. Das war der Anfang. Und der Schluß? „Glauben Sie mir: nicht der geringste Grund ist vorhanden, weshalb wir unsere Selbständig-

keit aufgeben, weshalb plötzlich die Berliner Bank aus der Welt geschafft werden sollte, um in der Deutschen Bank unterzugehen.“ Das war nicht etwa ein lapsus linguae. Natürlich entstand stürmische Heiterkeit, als Herr Schmidt, der sich des Widerspruches zwischen Anfang und Ende seiner Rede gar nicht bewußt geworden war, sich nach diesem Appell wieder setzte. Aus ihm aber sprach, trotz allem Gelächter, die vielgerühmte öffentliche Meinung, der man die Kraft zutraute, die Wege der Deutschen Bank zu kreuzen. Diese öffentliche Meinung hätte sich mit der Fusion genau so abgefunden wie mit dem Entschluß, sie nicht zu vollziehen. Und Herr Schmidt aus Kösen hatte vielleicht mehr Aktien und Ältere als die Herren, die so ungemein eifrig fürs öffentliche Interesse ins Zeug gingen. Der Führer der Opposition, Herr Jarislowsky, dessen ostpreussisches Sprachkolorit mir übrigens in einem seltsamen Gegensatz zu seiner liebevollen Sorge um das Wohl der bodenständigen berliner Kleinkundschaft zu stehen schien, ereiferte sich so hitzig, daß es schwer war, zu glauben, ihm sei wirklich nur um die Sache zu thun. Man zu beweisen, daß jetzt, da die Großbanken den Trustweg gehen, erst recht die Zeit für kleinere Institute gekommen sei und daß man in kritischen Tagen erlittene Verluste nur offen zu bekennen brauche, um alsbald wieder des Aufschwungsegens theilhaft zu werden, führte er sein eigenes Bankgeschäft ins Feld. Wozu? Fühlte Herr Jarislowsky das Bedürfnis, von den, wie er sagte, ausgezeichneten Jahren, die er 1902 und 1903 hatte, Kenntnis zu geben, so war die Adresse, an die er sich wenden mußte, die Kommission für die Veranlagung zu den direkten Steuern; hinter dem Viehhof oder Präsidentenstraße, jedenfalls nicht weit von der Börse. Da ist die einzige Stätte, wo die Öffentlichkeit an dem „schönen Verdienst“ des Herrn Jarislowsky interessiert ist; die Generalversammlungen von Aktienbanken könnte er mit Mittheilungen solcher Art füglich verschonen. Als er mit dieser Selbsteinschätzung fertig war, zog er „gegen die Presse“ vom Leder, die, schrieb er, der Berliner Bank in Schmähartikeln zugesetzt und sie dadurch geschädigt habe, nur „um Inserate zu erpressen.“ „Schmeißen Sie diese Redakteure raus, wenn sie zu Ihnen kommen, und machen Sie sie unschädlich; alle Banken von Berlin sollten gegen dieses Erpresservolk ein Kartell schließen. Ich weiß, ich werde in den nächsten Tagen von den Zeitungen heftig angegriffen werden. Das genirt mich aber nicht. Ich bin eben der Erste, der den Muth gehabt hat, gegen diese Leute aufzutreten.“ Pardon, Herr Jarislowsky; der Erste sind Sie nicht. Das Treiben der Gelegenheitsblättchen, die von Finanzinseraten leben, ist in der „Zukunft“ oft genug nach Gebühr gebrandmarkt worden. Gerade von dieser Seite aber blieb die Berliner Bank ganz verschont; und wenn sie sich diese Schonung erkaufte hätte, wäre sie, im Verhältniß zu ihren übrigen Auswendungen, noch immer billig weggekommen. Von der Berliner Bank und denen ihrer Direktoren, die das Institut heillos kompromittirt haben, wurde nur in Blättern gesprochen, die der Vorwurf der Erpressung wahrhaftig nicht treffen kann. Weiß Herr Jarislowsky es anders, so mag er recht deutlich reden und Namen nennen. Auch hat nicht persönliche Feindschaft diese Angriffe bewirkt; sie waren von der Pflicht geboten, das Handeln und Unterlassen einer öffentlichen Gesellschaft zu kritisiren.

Warum aber ist aus dem Plan der Fusion nichts geworden? Herr Eugen Landau saß im Versammlungsaal; er sah recht nervös aus. Der ist geladen,

sagte die Nachbarschaft. Da er als Wissender kam und nicht erst zu hören brauchte, daß aus seinem Projekt nichts werde, wollte er offenbar nur anwesend sein, um sich zum Wort zu melden, sobald sein Name genannt werde. Er hatte wohl das Bedürfniß, sich nach all den lauten Redereien und leisen Mißgunstzeichen, die ihm, weil er die fette Provision des Vermittlers einheimen sollte, gesendet worden waren, Luft zu machen. Herr Javitslowky that ihm aber nicht den Gefallen, von ihm zu sprechen: und so mußte Landau stumm der Blamage zuschauen; er durfte knirschen, nicht reden. Denn ohne angegriffen zu sein, konnte er, wenn er nicht ganz komisch erscheinen wollte, nicht um Wort bitten. Trösteten Sie sich, Herr Generalkonsul; das Volk sagt: Man kann nie wissen, wozu es gut ist. Ihre Rede hätte Ihre Situation vielleicht noch verschlimmert. Daß eine so heikle Lage, wie die Generalversammlung der Berliner Bank sie schuf, selbst weltmännischen Naturen gefährlich werden kann, wenn sie sich persönlich betroffen fühlen, hat der gewandte Kommerzienrath Lucas am eigenen Leib erfahren. In dem Streben, sich wegen der rückhaltlosen Offenheit zu rechtfertigen, mit der er den Leitern der Deutschen Bank den Status der Berliner Bank enthüllt hat, leistete er den folgenden Satz: „Meine Herren, ich glaube, es ist ein gutes Zeichen, wenn Jemand sich vor einem Anderen bis aufs Hemd ausziehen und auch noch das Hemd abstreifen kann; und noch mehr als das Hemd.“ Wer wollte den Wackeren denn das Fell abziehen? Uebrigens muß ich, da es sich um einen königlich Preussischen Kommerzienrath handelt, feststellen, daß Herr Lucas tief eröthete, als er sich plötzlich ohne Ausweg in seinem Gleichniß gefangen sah.

Noch aber haben wir auf die Hauptfrage keine Antwort. Und wir dürften nach Erkenntniß. Wird sie uns für immer versagt bleiben? Das hängt zum Theil wohl davon ab, wie lange die Herren Lucas und Ehrnbach noch an der Spitze der Bank bleiben werden, der sie zu so trauriger Berühmtheit verhelfen. Inzwischen hat die Deutsche Bank die Richtigkeit meiner Auffassung bestätigt, daß die Uebnahme der Berliner Bank nur der Vorwand für die Kapitalerhöhung war, nicht deren eigentlicher Grund. Die 20 Millionen Junger Aktien kommen und die Klassificirten auf den Fensterscheiben der Depositenkassen — es thut mir weh, Herr Harden, Ihnen widersprechen zu müssen — werden wieder geändert. Mit den neuen Millionen werden die Herren Steintal und Swinner, darauf können die Herren Javitslowky und Eugen Gutmann, diese Herzensfreunde der Deutschen Bank, sich verlassen, mindestens so gute, am Ende gar noch bessere Geschäfte machen, als das mit der Berliner Bank geplante eins war. Denn die in der Generalversammlung in allen Tonarten varirte Behauptung, just eine kleine Bank sei für Berlin ein Bedürfniß, weil sie sich um den kleinen Mann kümmert, der die Bank noch mehr verdienen lasse als der Große, — dieses ganze Gerede ist keinen Nickel werth. Nein, theure Herren von der Opposition: weil der Kunde klein ist, braucht nicht auch die Bank klein zu sein. Die Zukunft gehört — auch beim kleinen Mann — den großen Banken. Und die Deutsche Bank besorgt in ihren Depositenkassen, wie selbst bei kurzem Verweilen in diesen Bienenkörben Jeder merken muß, auch das Einzelgeschäft so musterhaft, daß die kleinen Leute, um zu ihrem Recht zu kommen, nicht zu warten brauchen, bis Herr Javitslowky sie, zu ihrem Heil, mit seiner — vorläufig und wohl noch lange nur in seiner Phantasie — erstarrten Berliner Bank beglückt. Dis.

Notizbuch.

Herr Professor Mag Weber, der vierzigjährige Ordinarius der heidelberger Ruperto-Karolina, hat gegen die braven Männer, die eine Wahlrechtsänderung, einen Staatstreich und ähnliche Kleinigkeiten empfehlen, einen Artikel veröffentlicht, aus dem ein paar Sätze wenigstens dem Deutschen länger im Gedächtniß nachhallen sollten als das Eintagsgerede der Holzpapiernen. „Im engeren Kreis sagte Fürst Bismarck Manches, was für seine Staatspraxis nicht maßgebend war; so, zum Beispiel, daß die Monarchie eigentlich eine recht ‚lästige‘ Staatsform sei; der n ‚dieser Mann‘ (der alte Kaiser) ‚kostete‘ ihn ‚täglich zwei Stunden‘. (Deshalb sei auch gleichgiltig, ob Bismarck in irgend einer Stimmung einmal von der Möglichkeit gesprochen habe, ‚auf die Einzelstaaten zurückzugreifen und den Bund wieder aufzulösen‘) Um einen Verfassungskonflikt herbeizuführen und dann, auf die Bayonnette des stehenden Heeres gestützt, eine Weile ‚fortzuwursteln‘: dazu bedarf es wahrlich keines großen Staatsmannes, nicht einmal eines (im heutigen Sinn) ‚starken Mannes‘. Dazu genügt ein gewissenloser Dummkopf oder ein politischer Abenteuerer an der Spitze der Reichsverwaltung. Aber aus diesem Konflikt wieder herauszuhelfen, ohne daß nicht nur unsere Weltstellung, unsere Einheit und Unabhängigkeit vom Ausland, sondern auch die Rechtsicherheit all unserer Institutionen in die Brüche gingen: dazu bedürfte es nach der Eigenart unseres Staatswesens und unserer Lage eines Staatsmannes, der eine ganz andere Taille hätte als Alles, was heute in Deutschland irgendwo an ‚kommenden Männern‘ herumläuft. Selbst die Verminderung unseres Heeres wäre eine geringere Gefahr als ein solches Experiment, unternommen von dem Epigonengeschlechte, das uns regirt... Der Spieß könnte auch einmal umgedreht werden. Seit bald fünfzehn Jahren leben wir unter einem Regime, das einen so stark persönlich-monarchischen Charakter trägt, wie es selten irgendwo der Fall war. Würden wir nun fragen, was denn eigentlich dieses Regime geleistet hat, selbst auf dem Gebiet, wo angeblich das monarchische Regiment seine spezifische Leistungsfähigkeit zeigen soll, dem der äußeren Politik: so würde der Vergleich mit den demokratisch verwalteten Großstaaten ein für uns sicher nicht schmeichelhafter sein. Der beispiellose Rückgang des deutschen Prestige ist kein unverschuldeter; und es sind ganz andere Instanzen als etwa die deutschen Parlamente, die ihn verschuldet haben. Genug davon. Die breiten Schichten des deutschen Bürgerthumes sind, aus guten Gründen, Anhänger der Monarchie als Institution; und so viel an uns liegt, werden wir es bleiben, auch wenn, wie wirs erleben mußten, die Monarchie in ihrem konkreten Träger einmal den Erwartungen nicht entspricht, die wir auf sie zu setzen berechtigt waren. Aber wir müssen uns entschieden ausbitten, daß man für die parlamentarischen Institutionen gefälligt das Selbe gelten läßt. Denn bei der Fortsetzung solcher Debatten würde die Monarchie nicht besser fahren als der Parlamentarismus.“ Daß ein Ordentlicher Professor solche Wahrheit mit seinem Namen vertritt, ist erfreulich; für Den besonders, der noch nicht vergessen hat, welche wachsweiße Banalitäten ein mit Recht berühmter Professor, Herr Schmöller, im Herrenhaus jüngst von sich gab. Weniger erfreulich ist, daß wir solche harte Wahrheit so selten, am Wenigsten, daß wir sie jetzt erst hören. Wie oft haben wir seufzend gefragt, wo denn in Deutschland die Männer vom Schlag der Göttinger Sieben noch zu finden seien. Jetzt ist's fast schon zu spät; sind solche Sätze eigent-

lich nur noch denen ein tröstendes Lapsal, die seit fünfzehn Jahren durch Verfolgung und Schimpf, durch den Vorwurf, sie „negirten nur“, sich nicht abschrecken ließen, auszusprechen, was ist, zu zeigen, von wo der Reichsgemeinschaft Gefahr drohen könnte.

Nicht von den Parlamenten; so gering man ihre Leistung auch einschätzen mag. Was hindern sie denn? Sie knidern ein Bischen, vamentlich in Kolonialangelegenheiten, die in großem Kaufmannsstil, ohne ängstliche Speisenscheu, betrieben oder ganz aufgegeben werden müssen. Doch auch diese Kalkulationspolitik würde leicht überwunden, wenn die Regirenden festen Willen und die Fähigkeit zeigten, die Geschäfte gut zu besorgen. Den Parlamenten ist nur vorzuwerfen, daß sie dem gouvemenentalen Uebel nicht zäh genug widerstreben. Daß sie, nach einigem Zögern, Alles bewilligen. Nie wurden ungeheure Forderungen für Oeer und Flotte so leicht durchgesetzt wie in der nachbismärkischen Zeit. Trotzdem eine raschere Vermehrung unjeres Kriegsflottenbestandes nur bewirken könnte, daß auch die anderen Großstaaten mehr Geld für ihre Marine ausgeben, das Verhältnis der Kräfte also unverändert bliebe, und trotzdem man einer zu ernster, voraussehender Behandlung internationaler Lebensfragen unfähigen Regierung nicht die Möglichkeit bieten dürfte, mit einer noch theureren, noch wichtigeren Waffe herumzusucheln, ist zu befürchten, daß der Reichstag im Winter sich zum Bau neuer Kriegsschiffe beschwären läßt. Trotzdem ein Kind einsehen müßte, daß heutzutage, in einer Zeit, die vor der nahen Pflicht zur Elektrifizierung der Eisenbahnen steht, die Anlage theurer, in jedem Jahr mindestens drei Monate lang unbrauchbarer Kanäle ungezeitgemäß ist und unrentabel bleiben muß, ist zu befürchten, daß auch der Kanalplan durch den Landtag geschmuggelt wird, wenn nicht etwa die Handelsverträge den Agrariern allzu sehr mißfallen oder im letzten Augenblick eine neue, modernere und rentablere Möglichkeit des Massengütertransportes auftaucht. Die Parlamente bewilligen viel zu viel; und die Regirungen haben gar keinen Grund, sich andere zu wünschen. Keinen stichhaltigen auch, durch eine Aenderung des Wahlrechtes die Sozialdemokratie um ihre Reichstagsitze zu bringen. Welche Furchterlichkeiten begeht denn diese Partei heute noch? Sie giebt dem Leben der Aermsten, von der Wiege bis zur Bahre in farbloses Einerlei Gebannt einen Inhalt, Glauben und Hoffnung; sie verhindert, in einer Epoche nie vorher gesehener Klassengrenzfähe und Befigesverschiedenheit, Straßenputzche und ernstere Aufstandsversuche die sonst unvermeidlich gewesen wären; denn sie lehrt, daß nur die der kapitalistischen Entwicklung immanente Logik das Feil herbeiführen kann, nicht der noch so sorgsam vorbereitete Versuch einer Massenerhebung; und sie schärft den im Besiprecht Wohnenden den Sinn für soziale Verpflichtung. Das ist nicht wenig. Und sie könnte, mit ihrer schlicht überl ebten Wissen, in dem Krisenzustand ihres von allen Fiebern demokratischer und demagogischer Wehs geschüttelten Leibes, im Staatsleben überhaupt kaum Unheil stiften, wenn sie eine im Vertrauen des Volkes fest verankerte Regierung vor sich hätte. Würde sie heute aus dem Reichstag gejagt — daß ihr in Fährnis und Dürftigkeit ein höheres Glück nicht beschieden sein könnte, braucht nicht zum hundertsten Mal bewiesen zu werden —, dann müßte morgen eine bürgerliche Fraktion, gern oder ungern, die Pflicht auf sich nehmen, dem Minimum an Wahrheit und Kritik, das jetzt in den Parlamenten geleistet wird, ans Licht zu helfen. Das Herrenhausgerede, über das seit vier Wochen schon allzu viel Tinte geflossen ist, war auch gar nicht so ernst gemeint. Der Freiherr von Manteuffel-Grossen würde, wenn er eublich Minister des Inneren

wäre, sich sanft, wie seine Vorgänger, in die Zeit schiken und die Reichsversammlung sicher nicht umstürzen; und der Kluge, nur allzu schlaue Graf Mirbach wäre am Tag des ersehnten Staatsstreiches — oder wie er sonst nennen will — schließlich vielleicht auf der Kuerhahnjagd. Warum mußt Ihr das Spektakel auch just in den Herbst verlegen? Zweck der Redeübung war nur, den Kanzler, von dem man auch oben nichts Rechtes mehr hält, als einen Schwachmatikus hinzustellen, der die Monarchie nicht mit starker Hand vor Verunglimpfung schütze. Daß ihm der Tadel, der seine der Landwirtschaft unfreundliche Politik trifft, ganz oben nur nützt, wissen die Herren, denen in der Hofsphäre wichtige Betten leben; deshalb zupfen sie immer wieder an dem blutrothen Strippchen und preisen den Segen, den ein neues Ausnahmegesetz über's Reich bringen würde. Sie wissen aber auch, daß kein heute „Maßgebender“ zu einem irgendwie schwierigen Experimente die Kerze hätte, und spielen nur mit dem Feuer, das ja in absehbarer Zeit doch nicht hell aufflackern wird. Zu solchem Getändel, dem die ernsteste Staatsfrage, das politische Recht des deutschen Millionenheeres, nur ein agitatorisches Mittel ist, gehört freilich ein robustes Gewissen. Langer Rede ist aber nicht werth. Höchstens, daß Herr von Wedel, der Hausminister, ein unmittelbar abhängiger Hofbeamter, wagen darf, öffentlich gegen das Wahlgesetz, also einen wesentlichen Theil der Reichsversammlung, zu reden. Und daß Graf Bülow sich bereit erklärte, dieses vielbeschwagte Gesetz zu ändern, wenn eine Mehrheit ihn dazu dränge. Einen falscheren Standpunkt kann ein Reichskanzler und Ministerpräsident nicht wählen; wo es sich um Lebensfragen handelt, darf man in solcher Stellung nicht gemächlich, wie ein Segler auf guten Wind, auf Mehrheiten warten, sondern man muß sie sich schaffen oder, wenn man's nicht vermag, vom Platz weichen. Entweder können wir mit der Verfassung weiterleben und staatlich gedeihen: dann sind die Rezepte der Manteuffel & Co. schroff abzuweisen. Oder die Aenderung der Reichsgrundlagen scheint nöthig: dann darf der Versuch, die Volkstimung dafür zu gewinnen, nicht gescheut werden. Auch Herr Professor Schmoller — der den kräftigeren Junkern ungemein Schmeichelhaftes sagte und, nach zierlich gebredelten Komplimenten, fast stehentlich, doch erfolglos bat, seine Wahrhaftigkeit nicht anzuzweifeln —, auch er biegt dieser Wahl allzu geschmeidig aus. Die von Karl Marx mit der „Leidenschaft blinden Hasses“ großgefängte Sozialdemokratie ist auch ihm eine ungeheure Gefahr; „hier stehe ich ganz auf dem selben Boden wie die Herren rechts“. Aber er hofft, daß die Marxisten sich den Gedanken des Klassenkampfes abgewöhnen und den Werth der Friedensordnung erkennen werden, in der ihnen zu leben gegönnt ist; um so schneller, je mehr an sozialreformatorischer Arbeit geleistet wird. Darauf kann er lange warten. Das dürfte er gar nicht hoffen. Denn nur in leidenschaftlichem Klassenkampf können die Arbeiter Kennenswerthes für sich erschaffen. Gewiß wird die Sozialdemokratie sich noch sichtbar wandeln, sobald die alten Führer ausgestorben sind; doch die Erben, die neuen Realpolitiker, die nicht mehr an Margens Hülfsmittel der kapitalistischen Entwicklung glauben, werden der Staatsgewalt unbehaglicher sein und für die Massen mehr fordern als die jetzt mählich austerbende Orthodoxie. Herr Schmoller hat viel höher und weiter reichende Kenntnisse, hat, als Wirtschaftshistoriker, viel mehr Vergleichsmöglichkeiten als „die Herren rechts“; nur sind sie als Politiker stärker. Sie haben manchmal wenigstens den Muth, Ja oder Nein zu sagen. Herr Schmoller ist der Mann ewiger Klauseln und Konjunktion. Da er in der Sozialdemokratie eine Tiefengefahr sieht, wäre er nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, zum Kampf gegen sie

zu rufen. Und da er „Gott dankt, daß wir keine parlamentarische Regierung haben, sondern die Minister Vertreter Seiner Majestät sind“ könnte er ihm auch gleich noch dafür danken, daß nur diese Vertreter Seiner Majestät fürs Deutsche Reich zu sorgen haben. Er hat natürlich manches geschrieene Wort gesprochen, meist aber die Höer auf Gemeinplätze geführt und leider erkennen gelehrt, um wie viel stärker er war, als er vor dreißig Jahren die große Fehde über die Sozialdemokratie gegen Treitschke ausfocht... Das Reizste in dem Dreitagewerk war Bülow's Elegie. Schon im Reichstag hatte er, ein paar Tage vorher, einen weichen Wehmuthston gewählt, der Eisrinden von den Herzen hinwegschmelzen sollte. Ja, wir sind verhaßt, sind heruntergekommen und so ziemlich allein; gerade deshalb aber müssen wir unser gutes Schwert schärfen. Im Herrenhaus begrub er sich wieder einmal. Sein Nachfolger werde gewiß nicht so zärtlich für die Landwirthschaft erglänzen. „Warten Sie nur ab, meine Herren Agrarier; Sie werden sich noch nach meinen Fleischstöpfen zurücksehen“. Das alte Mittel. Im ner lauert im Hintergrund ein graufig liberaler Kanzler, der wie Reineke ein schwaches Gänselein, die Agrarier abwürgen und nach dem Rhythmus der Tante Bosh regiren wird. Und immer wieder die Andeutung, dann werde für die berühmten „Interessen der Gesamtheit“ nicht mehr mit so gewissenhafter Treue gesorgt werden wie in der Wonnepetode, die Sanct Bernhard den Deutschen gab. Daß in einer Debatte, deren Ziel sein sollte, der Monarchie festere Schutzwälle zu schaffen, vom höchsten Reichsbranten die Möglichkeit einer minder gewissenhaften Regierung eingeräumt und als wirksames Schreckmittel benützt wird: Das, würde Falstaff's großmäuliger Diener Rym sagen, ist der Humor davon.

Schlimmer als der Redner ist der Schreiber Bülow; doch ungefährlicher, wenn sich nicht gerade um diplomatische Noten handelt. Im Herrenhaus Altpreuße vom Scheitel zur Sohle; zeigt das feste Händchen und ist beinahe stramm. Sonst modisch frisirtes Kulturmensch mit Artistenneigungen. Wollte natürlich dabei sein, als Herr Detlev von Liliencron gratulirt wurde, und sendet ihm „Dank für die vielen Gaben seiner schneidigen Nase“. Ohne Spas: „die „schneidige Nase“ steht in der Depesche des Kanzlers. In Glückwünschen der Kameraden Reislingen oder Berserwig hätte der Ausdruck weniger Staunen erregt. Das war der erste Streich. Ungefähr um die selbe Zeit schreibt er über Beethoven, den er — hattet Jhrs nicht geahnt? — im schönsten Zeitungstil „den großen Meister Ludwig“ nennt: „Die Eigenart vieler beethovenschen Schöpfungen schließt neben ihrem ewig menschlichen Gehalt einen tief nationalen Zug ein; und jeder Deutsche, auch wenn er nie eine Taste angerührt, wird im Tempel unseres nationalen Ruhmes Beethoven mit williger Verehrung begrüßen“. Kann man über den „großen Meister Ludwig“ mehr sagen? Ist's nicht das hier Gesagte, was ihn haarscharf charakterisirt und differenzirt? Ja, Excellenz, eine Rede ist, nach Bischofs Wort, keine Schreibe; zu Jhrem Heil. Wenn Sie öfter schreiben, wärs auch um den Ruhm Jhrer Dialektik bald gethan. So spottbillig dürfen wir Schreiber es doch nicht geben. Doch ich plaidire für mildere Umstände; denn: cool fan tutto. In einem zur Veröffentlichung bestimmten Brief des Herrn von Guern, der im Abgeordnetenhaus als guter Redner gilt, fand ich unter anderen Wippen den Satz: „Mit Genugthuung erfuhr man, daß die mächtige konservative Partei bereit war, den alten Kartellgenossen die Hand zu geben, um den Siegeslauf der Ultramontanen zu hemmen, der unser staatliches und politisches Leben mit totem Gestrüpp überwuchert und anfängt, auch die Stellung Deutschlands zu den großen

europäischen Mächten zu beeinflussen und zu isoliren.“ Eine Minute erst einmal Athem holen. Wie wars nun also? Zwei Hände hemmen einen Siegeslauf; der Siegeslauf überwuchert mit totem Gestrüpp und beeinflusst; und Deutschlands Stellung zu den Großmächten wird isolirt. So reden sie alle Tage; ein falsches oder von Schielaugen gesehenes Bild wird hingnommen; wer will der Hast des Redners ein Versehen ankreiden? Erst wenn die politicians zu schreiben anfangen, lernt man die Zeitungsmacher schätzen. Was der höchste Reichsbeamte zu Villencron und über Beethoven sprach, hätte schließlich auch unser Alfred Holzbock, der Stolz des Lokalanzeigers, geleistet.

Die Aufnahme der folgenden Erklärung wurde dringend erbeten:

„Rund zehn Jahre nach Beginn meiner Zusammenarbeit mit Johannes Schlaf wurde die literarische Welt durch die ‚Enthüllung‘ überrascht, daß alles Wesentliche in unserem Buch ‚Neue Weise‘ von Schlaf allein herrühre und daß ausschließlich er der ‚Initiator der neuen deutschen Dramas‘ sei. Ich wählte die Ausdrücke ‚überrascht‘ und ‚Enthüllung‘, weil wir bis dahin, Jeder für den Anderen, energisch den gleichen Antheil betont hatten. Als Autor des ‚enthüllenden‘ Artikels stand gezeichnet? Schlaf. Was war dieses sonderbaren Räthsels Lösung? Ich suchte Schlaf zu schonen und vermied daher auf diese Frage die Antwort. Ich begrüßte mich, Schlaf durch Schlaf selbst zu widerlegen, indem ich detaillirt nachwies, wie seine plötzliche Behauptung, die durch etwas Beweisähnliches nicht veranlaßt war, in direktem Widerspruch zu früheren Bekundungen von ihm stand, die ich Schwarz auf Weiß besah; und der Zwischenfall war damit erledigt. Schlaf, der nichts erwidern konnte, schwieg. Das heißt: öffentlich. Privatim ‚verbot‘ er mir durch einen Rechtsanwalt ‚die Veröffentlichung seiner Briefe‘ und behielt sich ‚weitere Schritte‘ vor wegen angeblich in meiner Abwehr enthaltener ‚Beleidigungen‘. Diese ‚weiteren Schritte‘ erfolgten nicht. Statt ihrer — abermals nach Jahren — kam eine neue Attaque auf mich, und zwar diesmal nicht bloß mit einem Artikel, sondern gleich mit mehreren, in verschiedenen Zeitschriften; und den geräuschvollen Schluß bildete eine Brochure. Schlafs Behauptung war jetzt noch zugespitzter und lautete in ihrem Letzten so, als hätte ich außer meinem Namen auf dem Titelblatt überhaupt Nennenswerthes zu unserem ‚Gemeinsamen‘ eigentlich nicht beigetragen. Eine Beweisführung war von Schlaf wieder nicht versucht worden, eben so wenig eine Erklärung, warum er wieder so lange geschwiegen hatte. Als Ersatz dafür war der Ton von einer Festigkeit, die mich zwang, jene Lösung, die ich ihm und mir anfangs hatte eripiren wollen, endlich in die Oeffentlichkeit zu geben: Schlaf ist seit Jahr und Tag geisteskrank. Er leidet an fixen Ideen — Größen- und Verfolgungswahn — und ist schon im Jahr 1883 von dem ersten Arzt, der ihn behandelte, Professor Siemerling, nach mehrwöchiger Beobachtung in der Irrenabtheilung der berliner Charité für unheilbar erklärt worden. Eine Diagnose, die seitdem von anderen Aerzten bestätigt wurde. Das für mich Bedauerlichste an seinem Zustand ist, daß Schlaf sich einbildet, ich hätte ihm seine Krankheit anhypnotisirt. Er glaubt sich durch ‚Mental-Suggestion‘ ‚telepathisch‘ von mir ‚verfolgt‘ und läßt in seinen Briefen durchblicken, ich hätte mich dieses satanischen Mittels nur bedient, um mich von seiner überragenden Bedeutung zu befreien. Schlafs Anspruch, durch den er eine Weise in Kreisen, die über seinen Zustand

nicht genügend informiert waren, eine gewisse Sensation erzielte, ist also nur die literarische Form seines Wahns. Dieses behauptete ich nicht etwa nur, sondern belegte es. Man vergleiche meine Schrift ‚Johannes Schlaf, ein nothgedrungenes Kapitel‘; Berlin, Johann Sassenbach 1902; jetzt R. Piper & Co., München, Königinstraße 59. Auf meine erste, spielende Abwehr, die fast scherzend war, wie man ein Kind zu beruhigen sucht, hatte Schlaf mir durch einen Rechtsanwalt gedroht. Auf diese zweite, ernste Abwehr, die, wenn sie nicht auf Wahrheit beruht hätte, einfach ungeheuerlich gewesen wäre, ist Schlaf bis heute stumm geblieben.

Die durch nichts gestülzte Behauptung Schlags, die unter dem unmittelbaren Eindruck meiner Brochure damals Niemand zu kolportiren wagte, ist jetzt durch einen Dritten — Herrn S. Lublinski in seinem Buch ‚Die Bilanz der Moderne‘ — weitergegeben worden, als hätte ich mein ‚Nothgedrungenes Kapitel‘, in dem Schlags Behauptung durch einen lückenlosen Indizienbeweis widerlegt steht, gar nicht geschrieben. Ich figurire in dieser ‚Bilanz‘ zwar ehrenvoll als der geistig bedeutsamste Posten meiner ganzen Zeitgenossenschaft, da Herr Lublinski mich den ‚Vater des neuen Stils und damit der modernen Literatur‘ nennt, aber dieses Stückchen Zucker, so süß es sein mag, genügt mir nicht, um dafür Das in Kauf zu nehmen, was ich in meiner angeführten Schrift, Seite 35, den ‚Vorwurf der geradezu erbärmlichsten literarischen Hochstapelei‘ genannt habe. Gegen Schlaf konnte ich nicht anders vorgehen, da man gegen einen geistig Gestörten nicht Prozesse führt; Herr Lublinski wird sich auf Grund des Paragraphen 186 St G B zu verantworten haben. Es würde sich für die Herren Kritiker seines Buches empfehlen, die Verleumdung nicht weiter zu verbreiten, da ich gegebenen Falls gegen jeden Anderen den selben Weg einschlagen müßte.

Wilmersdorf.

Arno Holz.*

Herr Viskner, Inhaber der Firma E. S. Röhl, schreibt mir:

„Ich muß anerkennen, verehrter Herr Darden, daß Sie in Ihrem Artikel ‚Alfons Röhl‘ die gesammte Situation unserer Firma richtig aufgefaßt haben. Gerade deshalb möchte ich, mit Ihrer Erlaubniß, einzelnes von Ihnen Angebeutete noch schärfer unterstreichen. In einer berliner Zeitung wurde der entflohene Rechtsanwalt und Notar Merleker als das beklagenswertheste Opfer der Katastrophe bezeichnet, von unserer Firma gesagt, sie werde wohl ohne allzu fühlbaren Schaden die Krisis überwinden, und, ein paar Tage später, behauptet, wir seien nicht von jeder Schuld freizusprechen. Ich habe Herrn Merleker hier nicht anzuklagen, darf auch, ohne Beweis, nicht Bdschwiligkeit voraussetzen und muß deshalb annehmen, daß der Herr, der diese Urtheile gefällt hat, die Verhältnisse, über die er vom Richterstuhl sprach, nicht kannte. Unsere Schuld oder Mitschuld soll darin bestehen, daß wir Herrn Alfons Röhl zwar privatim verpflichteten, nicht die Firma zu zeichnen, ihm aber solche Zeichnung nicht dadurch unmöglich machten, daß wir ihm die Eintragung ins Handelsregister verweigerten. Darüber möchte ich ein paar Worte sagen. Der alte Herr Gustav Röhl war als Mensch und Kaufmann der vornehmste Charakter, dem ich in meinem Leben je begegnet bin. Er hat persönlich meine — seines viel jüngeren Schwagers — Erziehung geleitet, was ich zu leisten und an Sympathien zu gewinnen vermochte, danke ich seiner Lehre und ich werde stets in aufrichtiger Verehrung zu diesem Vorbild aufblicken. Nach seinem Wunsch sollte, wenn er sich zurückziehen müßte oder wollte,

sein einziger Sohn Alfons mit mir zusammen das Geschäft übernehmen. Er liebte diesen Sohn zärtlich; und Alfons zeigte, wie Sie ja auch angedeutet haben, so viele glänzende Eigenschaften, daß diese Liebe doppelt begreiflich erschien. Nicht einmal mit dem leisesten Vorwurf möchte ich meinen unglücklichen Nefsen belasten: nur Thatfachen führe ich an. Alfons wollte nicht in das Geschäft eintreten; zu meinen Gunsten, sagte er, verzichte er auf seinen Antheil, — und schien gar nicht zu fühlen, wie tief dieser Entschluß seinen Vater schmerzen müsse. Am ersten Januar 1892 übergab der alte Herr mir und dem von mir unter seiner Zustimmung gewählten Sozias, Herrn Zennig, das Geschäft. Er behielt, zu unserer Freude, sein Privatkonto, an das er seit fünfzig Jahren gewöhnt war, und hat dort bis in die letzte Lebenszeit viele Stunden verbracht. Wir waren glücklich, ihn als Schutzgeist in der Nähe zu haben, und stolz, wenn wir ihm, der auch nach seinem Rücktritt die Entwicklung des Geschäftes mit regstem Interesse verfolgte, einen Fortschritt melden, eine Frucht unseres Fleißes zeigen konnten. Als wir Beide vier Jahre, so gut wirs vermochten, gearbeitet hatten, wollte Alfons eintreten. Mein erstes Gefühl, als er mir diese Absicht mittheilte, war: der alte Herr wird sich freuen. Mein zweites: Alfons ist leichtsinnig und paßt als Persönlichkeit, nach der ganzen Art seiner Lebensführung, nicht in unser Haus, nicht zum Geschmack unserer mir genau bekannten Kunstschaff. Mein Sozias, nicht von der Verantwortlichkeit des nah Verwandten bedrückt, gab sich ganz der selbstlosen Freude über eine Wendung hin, die unseren verehrten Senior beglücken werde. Und wärs selbst anders gewesen: was sollten wir thun? Alfons hatte dem alten Herrn seinen Wunsch schon ins Vaterohr geflüstert und wir hätten wie Undankbare dagestanden, wenn der Plan an unserem Widerstand gescheitert wäre. Wir stimmten also zu; und werden die Stunde nie vergessen, in der Gustav Röhl uns sagte: „Ich danke Euch.“ Er war überglücklich; sein Erbe, der Träger seines Namens blieb also doch in der Firma. Und diesem Erben sollten wir nun den größten Schimpf anthun, der im kaufmännischen Leben zu erdenken ist, ihm sollten wir, vor des Vaters Auge, unser Mißtrauen dadurch zeigen, daß wir ihn nicht als Theilhaber ins Handelsregister eintragen ließen? Das war unmöglich. Wie hätten wir gewagt, dem alten Herrn, der auch uns ein Vater war, dieses Schauspiel zu bieten. Er, der immer sparsam gelebt und nur für seine Kinder erworben hat, hätte lieber sein ganzes Vermögen geopfert als gebuldet, daß auf dem Namen, den sein Sohn trägt, auch nur der kleinste Fleck bliebe. Und schließlich hielt ich meinen Nefsen zwar für leichtsinnig, konnte aber nicht voraussehen, daß er sich so weit verlieren würde, wie er es leide: gethan hat. Keiner hats vorausgesehen. Alle kannten ihn als einen gutmüthigen, liebenswürdigen und ungemüthlich begabten Menschen von sehr sensiblen Wesen und freilich etwas leichtfertigem Optimismus. Noch heute, trotz allem uns angethanen Leid, würde ich ihn eher für psychisch abnorm als eines Verbrechens fähig halten. Er hatte, wie so Viele, den Reichthum des alten Herrn überschätzt, glaubte, sein Erbtheil würde ihm, nach der Abzahlung aller Schulden, noch ein beträchtliches Vermögen lassen, und war entschlossen, wenn dieses befriedigende Arrangement erreicht war, seine ganze Lebensführung zu ändern. Vorher konnte er sich, wie er glaubte, aus der Verstrickung nicht lösen. Die Last seiner Schulden erdrückte ihn, die Nothwendigkeit, nur für den nächsten Tag wenigstens Ruhe und neue Mittel zu haben, raubte ihm den Rest seiner inneren Klarheit, den sicheren Blick für Recht und Unrecht. Die Leute, die ihm borgten, mußten seine Schwachheit geschickt auszunutzen. „Auf Ihren Namen“,

sagten sie, „bekommen Sie kein Geld mehr; wenn Sie die Firma zeichnen dürften: dann freilich könnten Sie noch einen ganzen Haufen haben.“ Alfons war zum Widerstand wohl schon zu schwach. Er dachte auch: Ich erbe eines Tages ja doch genug, um Alles bequem gutmachen zu können. Und brach das uns durch Unterschrift bestätigte Wort. Ich glaube, objektiv und gerecht zu sein, wenn ich sage: Nicht wir sind schuldig; auch nicht mitschuldig. Die Prozesse werden beweisen, daß wir fleißig gearbeitet und für das uns übergebene Geschäft gethan haben, was irgend in unseren Kräften stand. Als wir Alfons Röhl in die Firma aufnahmen und als Theilhaber ins Handelsregister eintragen ließen, folgten wir der Stimme des Gewissens, das uns befahl, einem verehrten Mann Kränkung zu ersparen. Anders zu handeln, hätte uns unsittlich gebüht. Und über Ungemach und Verkennung tröstet uns das Bewußtsein hinweg, durch unser Verhalten erreicht zu haben, daß Gustav Röhl aus dem Leben ging, ohne zu ahnen, daß seinem Geschäft, an dem er mit allen Fasern hing, von seinem Sohn eine Lebensgefahr drohen könne.

In größter Hochachtung

Ihr ergebener

Eugen Vigner*.

* * *

In der Täglichen Rundschau wurde versucht, den Inhalt der über den Stab des Herrn von Trotha hier vor acht Tagen veröffentlichten Notiz als falsch zu erweisen. Dem Verfasser, hieß es da, fehlt jede Sachkenntniß. Was rechnet er denn zum „Stab“? Hinter der Front einer fast fünftausend Mann starken Truppe sind auf solchem Kriegsschauplay natürlich ungemein schwere Aufgaben zu bewältigen. Selbst wenn ein paar Offiziere mitgenommen sind, die man nicht unbedingt braucht, ist kein Fehler. Nach den großen Verlusten des Offiziercorps hat die Regierung eben eingesehen, daß „reichlich Offiziere“ hinausgeschickt werden müssen; sie hat „schneller als die „Zukunft“ aus den Ereignissen gelernt“. Wirklich? Seit langen Monaten, früher als an einer anderen sichtbaren Stelle ist hier verlangt worden, man solle so schnell wie möglich mehr Soldaten und Offiziere nach Südwestafrika schicken; viel mehr. Die von meinem Gegner gepriesene Regierung hat recht lange gezögert, allzu lange, und hat endlich gethan, was hier verlangt worden war; gewiß nicht, weil hier verlangt worden war. Ihre raschere Einsicht sollte man also nicht rühmen. Der Vorwurf, mir fehle Sachkenntniß, trifft mich nicht; denn nie habe ich mich für einen in Militärfragen Sachverständigen ausgegeben. Was ich schrieb, war das Ergebnis der Gespräche, die ich mit hohen deutschen Offizieren über das behandelte Thema hatte; ihrer, nicht meiner Sachkenntniß traute ich. Traue ich noch. Nicht vom Offiziercorps der Truppe, sondern vom Stab war die Rede, von der Militärbureaucratie; und zum Stab „rechnete“ ich die fünfunddreißig Offiziere, die in der offiziellen Meldung als zum Stab gehörig ausgezählt wurden. Daß dieser Stab in der deutschen Heeresgeschichte mindestens den Reiz der Neuheit hat, haben ergraute Truppenführer mir seitdem in Briefen bestätigt. Auch Herr von Wissmann hatte, als er vor fünfzehn Jahren nach Ostafrika ging, um den Araberaufstand niederzuzwingen, eine schwere Aufgabe vor sich und nahm doch nur einundzwanzig Offiziere und im Offiziersrang stehende Beamte mit hinaus. Mit ihnen und vierzig deutschen Unteroffizieren — dreißig andere und zehn Offiziere führte ihm später noch Major Liebert zu — schuf er sich aus Zulu, Sudanesen und Somalileuten eine Kolonialtruppe, die Buschiris

Macht brach und dem Lande die Ruhe zurückgab. Wer sich dieses Kampfes und der Heldtug gegen die Matabeleute und die Buren erinnert und bedenkt, daß doch auch Oberst Veitwein, als Oberstkommandirender, über einen Stab verfügt, Der wird mein Staunen über den gegen die Hereros für nöthig befundenen Apparat vielleicht nicht als Todsünde rügen. Was getadelt wurde, grenzt an das Gebiet der militärischen Schauspiele, von denen man jetzt leider so oft reden muß. Nächstens wieder reden wird. Oder läßt die zweijährige Dienstzeit Raum für das Aufgebot von 3200 deutschen Soldaten, die beim Gordon Bennett-Rennen als Wachposten verwendet werden? Bei einem Privatsport der Automobilfahrer? Mit dem einen Renntag allein ist ja nicht gethan: die Soldaten müssen vorher instruiert werden und nachher ruhen. Und nicht eine Minute sollte man jetzt ohne Zwang dem Dienst noch entziehen.

* * *

Da wir gerade von Südwestafrika sprachen: wie wars eigentlich mit der Warnung, die nach Trotha's Ernennung aus Windhuk einlief? Herr Dannhauer, Hauptmann a. D. und Gesandter der Großmacht Scharf im Hauptquartier unserer westafrikanischen Krüger, telegraphirte damals, Oberst Veitwein werde, sobald Trotha in Swakopmund lande, nach Deutschland zurückkehren; dann aber würden alle bisher treu gebliebenen Stämme abfallen und zu den schlimmsten Nordthaten bereit sein. Das sei die Uebersetzung unserer ältesten Afrikaner. „Die Situation ist also sehr ernst.“ Diese Meldung mußte überraschen; im „Vorwärts“ wurde gefragt, wie sie wohl in den Lokalanzeiger gelangt sei, dessen Leiter einen so sensationell wirkenden Bericht sicher nicht veröffentlicht hätten, ohne in der Wilhelmstraße die Genehmigung zu erbitten. Unsinn, wurde in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung offiziös geantwortet; die Herren der Wilhelmstraße haben die Meldung, die sie für grundfalsch halten, nicht früher kennen gelernt als andere Leser des Lokalanzeigers. Diese Angabe war mindestens objektiv unwahr. Denn der Bericht war vorher in der Wilhelmstraße gelesen worden; Herr Dannhauer hat in Windhuk sogar gesagt, er habe dafür gesorgt, daß seine Depesche zuerst „im Amt“ gelesen werde. Und sie wurde nicht etwa von einem Geheimrath gelesen, sondern vom Kanzler selbst; bevor sie gedruckt wurde. Von dem Kanzler, der vierundzwanzig Stunden vorher im Reichstag Trotha's Ernennung für nöthig erklärt hatte und nun die Veröffentlichung eines Berichtes erlaubte, dessen Zweck nur sein konnte, Trotha's Entsendung zu hindern; eines Berichtes, der die Ausführung des vom Kaiser gefassten Entschlusses „eine eminente Gefahr für ganz Deutsch Südwestafrika“ nannte. Daß offiziöse Angaben manchmal falsch sind, falsch sein müssen, ist nur den Naivsten neu; kluge Leute sorgen aber dafür, daß die Unwahrheit ihrer Angaben nicht öffentlich festgestellt werden kann. Und auf die politischen Zustände, in denen wir leben, fällt ein unsterblich großes Licht, wenn wir, nach der schroffen Ablehnung, erfahren, daß der Reichskanzler sich einer Zeitung — der einzigen, die, wie uns erzählt ward, der Kaiser täglich, nicht nur in zugereicherter Form, sondern in ihrer urwüchsigten Schönheit sieht — bedient, um einen kaiserlichen Entschluß, den er im Kronrath nicht zu hindern vermochte, durch das Telegramm eines Berichterstatters zu bekämpfen, den er öffentlich noch am selben Tage barfuß für falsch unterrichtet erklären läßt. Oder wars nicht so? Was es ein anderes Motiv? Wir wollen hoffen, daß im Reichstag recht bald ein Neugieriger fragt, warum Graf Bülow dem Lokalanzeiger die Veröffentlichung des Anti-Trotha gestattet hat.